P. o. germ.
488
d

P. O. germ. 488 d

Bayerische Staatsbibliothek
<3664907908001 0

P. o. germ. 488 d

Ethischer Charakter von Göthes Faust.

Mit einem Faustmärchen als Anhang.

Von

Adam Müller.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1885.

145 H

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. C. M. Schneider,

das Wissen Gottes

nach der Lehre des h. Thomas von Aquin.

1te Abtheilung: Das Selbstbewußtsein Gottes. gr. 8. M. 7.
2te Abtheilung: Das Wissen Gottes und die Geschöpfe im allgemeinen. gr. 8. 8 M.

Dr. W. Menzel,

christliche Symbolik.

2 Bände. gr. 8. 15 M. 75 Pf.

„Die Bedeutsamkeit und inhaltreiche Fülle vorstehenden Werkes nöthigt uns zur schnellen Anzeige. Weit vollständiger als die früheren Schriften über Ikonologie werden hier die konventionellen Attribute der Heiligen nicht nur, wie bisher üblich gewesen, aufgezählt, sondern mit ihrem innern Zusammenhang in der gesammten christlichen Bildersprache nachgewiesen, alle Sinnbilder des Kultus und Dogma, der Legende, in der Baukunst, Skulptur, Malerei und Poesie des antiken und christlichen Lebens erläutert und erklärt. — Das ganze Werk, zum Handgebrauch und zum Nachschlagen bestimmt und des leichteren Auffindens wegen alphabetisch geordnet, hätte überall, z. B. in Frankreich, eines Kreises von Gelehrten nöthig gehabt, um zu Stande zu kommen; so aber ist es wirklich erstaunlich, was ein einziger Mann mit langjährigem Fleisse in Erforschung unzähliger Quellen, mit dem Vergleich einer Unzahl von Bildern u. s. w. Material zusammengebracht; dafür trägt es nun auch das Zeichen des einen Gusses, es ist aus einem einheitlichen Geiste herausgewachsen. — Nach sorgfältiger Prüfung glauben wir uns zu dem Ausspruche berechtigt, dass das vorliegende Buch mehr enthalte, als wir je aus diesem Bereiche des Wissens erwarten mochten; der Verfasser aber hat seinen alten Ruf der Gediegenheit und einer bewunderungswürdigen Wissenschaftlichkeit neuerdings glänzend bewahrheitet. Druck u. Papier sind ausgezeichnet schön." N. Münchener Zeit. Nro. 5.

Ethischer Charakter

von

Göthes Faust.

Mit einem **Faustmärchen** als Anhang.

Von

Adam Müller.

Das Ethische ist die Seele des Ästhetischen.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1885.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die vorliegende Schrift ist ein Versuch, den ethischen Charakter von Göthes Faust im allgemeinen festzustellen und an einzelnen Partien des Dramas nachzuweisen. Mit Hinsicht auf ethischen Gehalt wurde die Göthesche Dichtung geprüft an den Anschauungen der Alten und verglichen mit den Dramen Shakespeares und Calderons „wunderbarem Magier“.

*

Als Anhang wurde ein Märchen beigegeben, worin Faust lebt, wie der Göthesche, am Ende jedoch von der strafenden Gerechtigkeit erreicht wird.

Würzburg am Feste Christi Himmelfahrt 1885.

Adam Müller.

Einleitendes.

Unermeßlich ist die Bewunderung, welche dem Götheschen Faust gezollt wird. Dürfte man den Lobeserhebungen glauben, mit welchen das Gedicht nebst dem Dichter überschüttet wird, so wäre Göthe das größte Genie, das je aufgetreten, der edelste Typus des deutschen Volkes, und sein Faust das erste Gedicht der Welt.

Ein Stoff, wie die Faustsage, von einem Dichter, wie Göthe behandelt, durfte zum voraus auf eine höchst günstige Aufnahme und Beurteilung rechnen. Und nun beginnt Göthe, kaum über die Knabenjahre hinaus, seinen Faust, und schreibt mit zitternder Hand, als Achziger, die letzten Scenen in die Lücken des Manuskriptes. Die Namen hochbegabter Zeitgenossen, wie Klopstock, Schiller, Schelling, Wilhelm von Humboldt sind in die Ent=

stehungsgeschichte des Gedichtes verflochten, indem sie dasselbe entweder mit Rat und That zu fördern suchten, oder es doch wenigstens mit ausgesprochener Teilnahme verfolgten. Im Jahre 1790 veröffentlichte Göthe das Fragment, das bis zu Gretchens Ängsten im Dome reicht; nach langer Zwischenzeit, im Jahre 1808, folgte der vollendete erste Teil, und nach noch längerer Zwischenzeit, erst nach seinem Tode, erschien sein Faust endlich abgeschlossen und ward und wird noch fortwährend als der treueste Abdruck von des Dichters eigenem Geiste, als sein interessantestes Selbstporträt, seine poetische „Generalbeicht", der Inbegriff seiner Weisheit, sein Vermächtnis an das deutsche Volk oder an die Menschheit ausposaunt. Göthe selbst suchte um diese Dichtung den Schein des Tiefsinnigen und Geheimnisvollen zu verbreiten; er erklärte z. B., er habe allerlei „hineingeheimnist" und hinterließ das vollendete Manuskript versiegelt, wie ein Testament. Solche Umstände mag man sich vergegenwärtigen, wenn man sich jene Voreingenommenheit erklären will, mit welcher man auf Göthes Faust hinblickt, wie auf ein unübertroffenes Wunderwerk.

Der übertriebenen Hochschätzung der dichterischen Begabung Göthes gegenüber mag eine Notiz des Amerikaners James Fenimore Cooper bemerkt werden, der in der Beschreibung einer

Reise an den Rhein und in die Schweiz bei der Erwähnung von Marburg Anlaß nimmt, Schiller und Göthe ihrem Verdienste und Ruhme nach miteinander zu vergleichen. Er erklärt Schiller für ein Genie, wie es etwa in jedem Jahrhunderte einmal auftrete, Göthe hingegen für ein gewöhnliches Talent, wie es in jedem Jahrzehnte zu Dutzenden vorkomme; er verdanke seine außergewöhnliche Berühmtheit der Mode.

Göthes Charakter und Lebensführung bieten nach den Nachrichten, die wir hierüber haben, und nach der Ansicht, die wir aus seinen Schriften schöpfen können, keine Garantie für die gediegene Lösung des ethischen Problems, welches ihm in Faust vorlag.

Göthes Persönlichkeit mag wohl in Betracht gezogen werden, wenn man sich die Beschaffenheit seines Faust erklären will, sie darf aber nicht als Bürgschaft für die Vollkommenheit der Dichtung angesehen werden.

Das Drama hat so viele und große Mängel, daß man es ein totgeborenes nennen mag, und die Untersuchung desselben eine Art Leichenbeschau ist, die mit der Ausstellung des Totenscheines abzuschließen ist. Indem wir den ethischen Charakter desselben am Lichte betrachten, wird sich gelegentlich wohl auch zeigen, daß Grundforderungen der Ästhetik nicht erfüllt sind, und ästhetische Anmut

häufig nicht natürlicher Glanz des Lebensvollen, sondern Schminke des Toten ist.

Beginnen wir mit einer kurzen Übersicht.

Der erste Teil gipfelt in der Verführung Gretchens. Faust spricht sich vor Mephistopheles schwärmerisch aus über die gewitterhafte Gährung in seiner tiefbewegten Brust. Er fühle die Last des engen Erdenlebens; er sei von einem hohen Streben beseelt: er wolle sein eigen Selbst zum Selbst der Menschheit erweitern, wolle der Menschheit Krone erringen. Auf solche hochtrabende Phrasen folgt jedoch das Schwungloseste, Gewöhnlichste, Niedrigste, zu dem ein Mensch sich verirren kann. Faust stattet dem Bacchus einen flüchtigen Besuch ab in der Kneipe, überläßt übrigens das Weintrinken anderen, denn er hat, wie ein korantreuer Türke, dem Balsamsafte der Trauben feierlich entsagt. Gerne aber schlürft er das Liebesgebräu der Hexe und ergiebt sich dem Dienste der Venus. Die Verführung Gretchens ist mit Umständlichkeit und Pathos dargestellt. Sie soll eine Episode aus dem Leben des Dichters wiedergeben: Göthe selbst, kaum den Knabenjahren entwachsen, und ein älteres Mädchen seien die Originale, die in dem hier dramatisierten Romane Faust und Margarete heißen. Nebenbei wird Gretchens Bruder Valentin, der wegen ihres Falles mißvergnügt ist, von Mephistopheles ermordet. Faust läßt Gretchen in

Elend und Verzweiflung sitzen und begiebt sich auf den Blocksberg zu weiteren bunten Ausschweifungen bei den Hexen. Als er dann Gretchens Not erfährt, ist er heftig aufgebracht gegen Mephistopheles, der ihm ihre traurige Lage verheimlicht hat, und gegen das Gericht, welches sie als Kindsmörderin verurteilt hat. Mit sich selbst unzufrieden zu sein oder ein Selbstbewußtsein in sich aufkommen zu lassen, das liegt ihm fern.

Der zweite Teil soll Fausts Läuterung darstellen. Er gipfelt in Fausts Vermählung mit Helena und in der Gründung seines Reiches.

Fausts dilettantische Thätigkeit am Hofe mit der Beschwörung von Paris und Helena und sein Besuch bei den Gebilden hellenischer Mythen lassen schon seine leidenschaftliche Liebe zu Helena erkennen. Seine Vermählung mit ihr hatte Göthe ursprünglich als selbständiges Stück gedichtet, und diese klassisch-romantische Phantasmagorie, wie er's nennt, gefiel ihm selbst so wohl, daß er Bedenken trug, sie seinem Faust, den er bei dieser Gelegenheit eine barbarische Dichtung nannte, einzuverleiben. Mit diesem Akte hat Göthe seiner Begeisterung für das klassische Altertum ein bedeutsames Denkmal gesetzt. Die Vermählung ist allegorisch gemeint, sie bedeutet Fausts Hingabe an die Antike. Sie soll den Höhepunkt in seiner Läuterung bezeichnen; allein eine ethische Läuterung ist mit dem Vor-

gange nicht ausgedrückt, es verrät sich vielmehr darin das Bestreben, ein böses Gewissen durch Einräucherung mit Kulturschwefel zu betäuben und sittliche Fäulnis durch Überstreichen mit dem Firnisse des Klassicismus zu verbergen.

Endlich, nach Besiegung der Rebellen, welche durch Thronwechsel Verbesserung der Reichszustände auf christlicher Basis herbeizuführen suchen, gründet Faust zur Seite des morschen Reiches unter Brandstiftung, Mord und Raub einen Freistaat, um das Streben, das ihn beseelt hat, an künftige Generationen zu vererben. Göthe hat damit seinen eigenen politischen Zukunftsträumen Ausdruck verliehen. Die Gründung dieser Republik, welche das Gepräge tragen soll, womit Faust selbst gestempelt ist, bezeichnet wieder keine ethische Läuterung oder Umkehr; es ist vielmehr seine letzte schuldvolle That, da er in die Tiefe, in die er selbst gesunken ist, auch den Staat hinabzuziehen sucht.

Aus seinen verkehrten Volksbeglückungsphantastereien und dem eiteln Traume von eigenem Nachruhme durch den Tod geweckt, findet sich Faust im Himmel. Göthe hat ihn gerettet. Daß er so etwas fertig bringt, geht nicht mit rechten Dingen zu; es ist eine Hexerei, die selbst der verwegen frevelnde Erzzauberer der deutschen Volkssage nicht für möglich gehalten hätte. Die poetische Licenz hat da der Zauberei den Rang abgelaufen.

Göthes Faust und die Alten.

Faust soll im klassischen Altertume den Apparat gefunden haben, um den Höhepunkt seiner Läuterung zu erreichen, was durch die Helena-Scenen angedeutet ist.

Prüft man die Ethik des klassischen Altertums, so stellt sich leicht heraus, daß es jenen Antagonismus kannte, welcher die Menschheit überhaupt in zwei Lager scheidet, einerseits Anhänglichkeit an Irrtum und Laster und andererseits ein edles Ringen nach Wahrheit und Tugend; freilich finden sich auch hier wegen der menschlichen Täuschungsfähigkeit, Neigung zum Bösen und Schwäche viel Wahn, viel sittliche Ausschreitungen und Verkehrtheiten.

Es ließe sich nun erwarten, daß die in Göthes Faust enthaltene Ethik die Höhepunkte der Ethik der Alten erreiche, daß sie die Probe bestehe vor den edelsten und höchsten, wenn auch vereinzelten und ungeklärten sittlichen Ideen, welche

das Heidentum hegte. Jene reine, lichte und erfreuliche Seite des Heidentums, welche man als eine direkte Vorbereitung auf die Gnade und Wahrheit des Christentums betrachten kann, müßte ausgehoben und verwertet sein. Hätte Göthe dies gethan, so hätte sein Faust eben christlich ausfallen müssen. Allein die Höhepunkte der ethischen Anschauungen, Hoffnungen und Bestrebungen der Alten zu erreichen, hat er sich nicht bemüht, sein Faust steht damit in Widerspruch und sympathisiert mit der Nachtseite des Heidentums. So ist die Dichtung im schlimmsten Sinne reaktionär, indem sie geeignet ist, die Sittlichkeit, welche das Christentum lehrt, vorschreibt und möglich macht, und welche das Heidentum im Halbdunkel geschaut und unbeholfen angestrebt hat, zu untergraben und, gleichviel ob sich der Dichter dessen bewußt war oder nicht, in sich die Tendenz trägt, in unergründliche heidnische Korruption zurückzutreiben.

Naturverhimmelung.

Göthe äußerte einmal, man werde erst sehen, was in seinem Faust stecke, wenn die Franzosen dahinter kämen. Er konnte annehmen, daß es in der Nation, welcher Rousseau und Voltaire, welcher auch Eugen Sue angehörte, nicht an solchen fehlen werde, welche die mystères, die in seinem Faust enthalten sind, besser zu ergründen, zu enthüllen und zu verwerten vermöchten, als der Deutsche. Rousseau, der Vergötterer der verwilderten Natur, und Voltaire, welcher die Zähne fletscht gegen die übernatürliche Ordnung, wandeln freundschaftlich, sich verstehend und ergänzend, Hand in Hand. Sie sind miteinander eng verwachsen, wie siamesische Zwillinge. Die Substanz ihrer Ideen findet sich bemäntelt in Göthes Faust wieder.

Besieht man den Boden des Gedichtes näher, so findet man Naturalismus. Faust ist Naturalist

und wird gerettet, ohne je das Übernatürliche zu erfassen oder sich von ihm erfassen zu lassen. Die Natur ist ihm der Inbegriff von allem, was da ist, und in ihr allein sucht er sein Heil. Er meint, von seinen Miseren zu genesen und das Höchste zu erreichen, wenn er zur Natur, so wie er sie auffaßt, in innige Beziehung trete. Rückkehr zur Natur und Vertiefung in dieselbe ist es auch, was er begierig, verwegen und nachhaltig anstrebt.

Er sucht in die Natur tief einzudringen mit dem Verstande, um ihre Geheimnisse zu erkennen, und sich in dieselbe zu versenken mit seinem ganzen Wesen, um aus ihr neues Leben zu schöpfen. Als seinen geheimen Führer und Meister hierbei betrachtet er ein imaginäres allgewaltiges Fluidum, das er als Erdgeist personifiziert, der ihm sogar einmal in feuriger Gestalt erscheint und zu ihm spricht. Vom tellurischen Dunst will er sich inspirieren lassen, wie ein Pythius, und durchs Leben treiben lassen, wie ein Sylphe.

Tiefe Kenntnis der Natur will er erlangen nicht mittels der wissenschaftlichen Arbeit des Gelehrten, sondern durch Hingabe an ihre geheimen Kräfte.

„Ich habe mich der Magie ergeben," sagt er,

„Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen."

Später, in der Scene „Wald und Höhle“, dankt er frohlockend dem Erdgeiste, daß es ihm nun vergönnt sei, mit dem Tiefblicke des Sehers ins Innere der Natur zu schauen:

„Erhab'ner Geist, Du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst Du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führst Du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich da mir selbst, und meiner eig'nen Brust
Geheime, tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir,
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch,
Der Vorwelt silberne Gestalten auf,
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.“

Fausts Sehnen und Streben geht auch dahin, im Naturleben unterzutauchen, um sich am Urbronnen des Lebens zu verjüngen. In seinem

dumpfen Zimmer, zwischen Büchern und Papier, Tiergerippe und Totenbein, seufzt er:

„Wo fass' ich Dich, unendliche Natur?
Euch, Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?"

In seinem Durste nach Natur geht er hinaus in die Waldeinsamkeit, um da Erquickung zu finden. Mephistopheles verspottet ihn deswegen:

„Was hast Du da in Höhlen, Felsenritzen
Dich wie ein Schuhu zu versitzen?
Was schlurfst aus dumpfem Moos und triefendem Gestein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?
Ein schöner, süßer Zeitvertreib!
Dir steckt der Doktor noch im Leib."

Faust erwidert:

„Verstehst Du, was für neue Lebenskraft
Mir dieser Wandel in der Öde schafft?
Ja, würdest Du es ahnen können,
Du wärest Teufel g'nug, mein Glück mir nicht zu gönnen."

Faust sucht sich auf das Natürliche zu beschränken. In den bewußtlosen Wesen und im Menschen, in allen Wipfeln und über allen Gipfeln will er nichts sehen und anerkennen, als die Natur. Das Übernatürliche verachtet, leugnet und bekämpft er. „Mir fehlt der Glaube," sagt er bei seinem

ersten Auftreten, als er die Ostergesänge hört. Vor Mephistopheles entsagt er mit Emphase dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe:

„Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben!"

Er erklärte bei derselben Gelegenheit, daß er sich um das Jenseits nicht kümmere:

„Das drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst Du erst diese Welt zu Trümmern,
Die and're mag darnach entsteh'n.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, gescheh'n.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben und ein Unten giebt."

Im ganzen Drama findet sich keine Spur, daß Faust von seinem Unglauben zurückgekommen sei, oder daß er den Fluch bereue, mit dem er seine Verachtung des Übernatürlichen ausgesprochen hat.

Freilich ist keines der geläufigen Systeme des Unglaubens in klarer Ausprägung in Göthes Faust enthalten. Die Dichtung ist stark pantheistisch gefärbt und enthält Elemente von Skepticismus und Indifferentismus, vom sogenannten Positivismus

Comtes, von Pessimismus und Epikuräismus. So unbestimmt und verschwommen aber auch die Grundanschauungen sind, so ist doch Verachtung, Leugnung und Bekämpfung des Übernatürlichen deutlich ausgedrückt. Es bewährt sich da die Bemerkung Guizots, daß alle antichristlichen Systeme zusammenstimmen in der Leugnung des Übernatürlichen. Er sagt: »Toutes les attaques dont le christianisme est aujourd'hui l'objet, quelques diverses qu'elles soient dans leur nature ou dans leur mesure, partent d'un même point et tendent à un même but, la négation du surnaturel dans les destinées de l'homme et du monde, l'abolition de l'élément surnaturel dans la religion chrétienne, dans son histoire comme dans ses dogmes. Matérialistes, panthéistes, rationalistes, sceptiques, critiques, érudits les uns hautement, les autres très-discrètement, tous pensent et parlent sous l'empire de cette idée que le monde et l'homme, la nature morale comme la nature physique, sont uniquement gouvernés par des lois générales, permanentes et nécessaires dont aucune volonté spéciale n'est jamais venue et ne vient jamais suspendre ou modifier le cours.«

Die Natur, so wie Faust sich dieselbe vorstellt, ist aber auch der Maßstab, mit welchem alles in der Höhe und in der Tiefe gemessen wird, das Prokustesbett, nach dessen Form und Ausdehnung

alles sich strecken muß. Der Gottesbegriff ist verflacht, Mephistopheles ist zu einer naturalistischen Fiktion abgeschwächt, wie wir gelegentlich genauer sehen werden. Das Übernatürliche ist als Chimäre oder Allegorie des Natürlichen behandelt. Engel singen dem Herrn in der Eröffnungsscene nicht ein dreimal Heilig, sondern ein naturalistisches Lob und besingen am Ende Faust, der sich nie über das Natürliche erschwungen hat.

Auch im klassischen Altertume sieht Faust das, wovon ihm Kopf und Herz voll ist, seinen lieben Naturalismus. Da, meint er, sei der Natur das ihr gebührende Recht geworden, da habe man noch das rein Natürliche und rein Menschliche zu unterscheiden, zu schätzen und zu pflegen gewußt. Aus dieser einseitigen Auffassung erklärt es sich, daß Faust dem klassischen Altertume rückhaltlose Sympathien entgegenbringt und sich demselben mit glühender Begeisterung hingiebt. Er will sich demselben nicht unvorbereitet nahen, sondern sucht erst in sich den Geist anzufachen, von welchem er meint, daß das klassische Altertum beseelt war, nämlich tiefe Verehrung der Natur und gründliches Harmonieren mit derselben, und das will er durch Vertiefung in die Natur erlangen. Ehe er Paris und Helena citiert, steigt er hinab zu den Müttern, wahrscheinlich Personifikationen der Grundkräfte der Natur; ehe er sich mit Helena vermählt,

macht er die Wanderung durch das Gebiet der hellenischen Mythen. Hier will er sich von der Natur unterweisen und bilden lassen, denn aus den Gebilden der griechischen Sage spricht ihm die Natur, die er da bunt personifiziert findet. Das Lob der Elemente, vom ganzen Chorus der mythischen Figuren gesungen, ist das Ende dieses Aktes:

„Hochgefeiert seid allhier,
Element' ihr alle vier!"

Faust hat die Lektion, die sich ihm bei seiner Wanderung durch die pharsalischen Felder darbot, nicht recht aufgefaßt, sonst hätte er doch auch einen, wenn auch noch so schwachen und verworrenen, Reflex des Übernatürlichen dort finden müssen. Allein er sieht und hört dort nur die Natur, und mythische Gestalten werden ihm zu Wortführern seiner eigenen Abneigung gegen das Übernatürliche. Das Kreuz, das Denkmal der geschichtlich vollzogenen und Mahnzeichen der von den Menschen ethisch zu vollziehenden Überwindung der kranken Natur sieht er wie ein widriges Schreckbild, das auf die heitere Natur düster herabblickt; ihren frischen Lauf aber nicht zu hemmen vermag, der Verachtung preisgegeben. Er täuscht sich.

Der Naturalismus mit der ausgesprochenen Opposition gegen das Übernatürliche war den Alten fremd. Das Heidentum in seinem Abfalle von

Gott war allerdings nur in getrübtem, schwachen und unsicheren Kontakte mit der Quelle des höheren Lichtes und Lebens. Die ursprüngliche Reinheit der Erkenntnis, Zartheit des Gewissens, Lauterkeit und Schwunghaftigkeit des Gemütes und edle Kraft des Willens war verschwunden. Um so mehr fühlte sich der Heide abhängig von der Natur. Er vergötterte sie. Allein er trug in sich auch zum voraus das Bewußtsein vom Göttlichen und suchte dafür einen Anhalt, eine Stütze, ein Sinnbild und übertrug so seinen Gottesbegriff auf das, was ihm in der Natur großartig, schön, gewaltig, wohlthätig, anmutig oder furchtbar entgegentrat; er vernatürlichte sozusagen Gott. Insofern beruhen die heidnischen Religionen weniger auf Naturvergötterung, als (man gestatte den Ausdruck) auf Gottvernatürlichung.

Das Heidentum schloß sich nicht hartnäckig ab gegen das Übernatürliche überhaupt und besonders nicht gegen die Lichtstrahlen, die von der Offenbarung ausgingen. Reminiscenzen aus der Offenbarungsgeschichte und Erwartungen eines göttlichen Erlösers finden sich, den Wust des polytheistischen Aberglaubens überragend, wohl bei allen Kulturvölkern des Altertums. Man dachte sich den Menschen aufwärts in lebhaften Beziehungen zu den Göttern und abwärts in ein Chaos von Schwäche, Verirrung, Schuld und Fluch verstrickt,

woraus man nicht durch eigene Kraft, sondern nur durch das Entgegenkommen der Götter gerettet zu werden hoffte. Dies spricht sich aus in religiösen Bräuchen, z. B. Gebeten, Festfeiern, Opfern und Lustrationen, in Mythen, z. B. dem Athamas- und dem Prometheus-Mythus, und in den besten Dichtungen der Tragiker und Epiker. Fremd war demnach den Alten die Fiktion vom rein Natürlichen und rein Menschlichen. Die realen und innigen Beziehungen der Natur zu einem höheren, geistigen Reiche schwebten ihnen dunkel vor, und sie hielten es für die erste und selbstverständliche Pflicht des Menschen, mit jener erhabenen und geheimnisvollen Welt zu harmonieren, und im Dunkeln tastend suchten sie Mittel und Wege, dies zu erreichen. Sie waren sich aber auch des in die Natur eingedrungenen Verderbnisses wohl bewußt und erwarteten vom Wirken der Götter, daß der Mensch von seinen ererbten und selbstzugezogenen Gebrechen befreit und zu idealer Reinheit erhoben werde. Als Bedingung, die der Mensch dabei zu erfüllen habe, betrachtete man ethisches Verhalten.

Indem Faust das Übernatürliche von sich weist, sagt er sich vom Erhabensten und Wichtigsten los, was das klassische Altertum zu erfassen und festzuhalten suchte. Er steht schon deswegen an Anschauung und Streben hinter den

Alten zurück. Er stößt damit auch das notwendigste Erfordernis einer gediegenen ethischen Entwicklung und die unumgängliche erste und letzte Bedingung seiner Rettung von sich. In dem Wahne, sich von einer lästigen Schranke zu befreien, beschränkt er künstlich seinen Horizont und die Sphäre, worin er sich bewegen will; verschließt er sich gegen das höhere Licht, das allein ihm eine Perspektive über das enge Erdenleben hinaus eröffnen und über sein Lebensziel und die Wege dahin genügende Klarheit verbreiten könnte. Er verzichtet damit auch auf jene unentbehrliche Kraft, die ihn von seinen natürlichen Gebrechen zu befreien und seiner hohen Bestimmung siegreich zuzuführen vermöchte. Als Verächter der Gnade ist er seiner eigenen Beschränktheit, Disharmonie und Schwäche anheimgegeben, und daran allein schon muß er scheitern.

Mit der Streichung des Übernatürlichen hat Göthe auch den geheimnisvollen tragenden Untergrund, den innersten Lebensnerv, das begeistigend erhebende Ferment und die kräftige, goldene Fassung des Sittengesetzes weggenommen. Es bleibt ihm nur das natürliche Sittengesetz übrig und fragt sich nun, wie er dieses behandelt.

Widernatürlichkeit.

Es genügt Faust nicht, sich vom Übernatürlichen losgesagt zu haben, er will noch andere Lasten von sich schütteln, noch andere Fesseln sprengen. Er will eben als Herold und Bahnbrecher der émancipation dastehen, als Muster und Bannerträger der soi-disant forts et beaux esprits. Er will auch frei sein vom Sittengesetze, das in die Natur selbst geschrieben ist, das der Mensch in seiner Brust trägt, und vor dem jeder, der nicht gänzlich taub ist gegen die Stimme des Gewissens und der Vernunft, anerkennend sich beugt. Auch die natürliche Ethik weist er als eine unerträgliche Last und unwürdige Fessel zurück. Er will durchaus ungebunden, frei sich bewegen.

Ungebundenheit ist die fatale Eigentümlichkeit des Götheschen Faust. Die Kritik bemerkt, daß der Dichter sich nicht genügend gebunden hat an

die Regeln der Ästhetik und Logik. Man vermißt Einheit, es fehlt Klarheit im ganzen, wie in einzelnen Scenen, man begegnet Verstößen gegen den Sprachgebrauch, es zeigen sich Widersprüche. Am wenigsten aber hat sich Göthe wohl durch die Postulate der Ethik binden lassen. Nicht nur dem tieferen ethischen Ahnen, Fühlen und Sehnen der Menschenbrust, das zum Übernatürlichen hindrängt, hat er keine Rechnung getragen, sondern auch das natürliche Sittengesetz nie klar, kräftig und folgerichtig zu Wort kommen lassen.

Die wenigen moralisch klingenden Äußerungen Fausts verschwinden, wie einige eingestreute Brocken ernsten Chorals in der leichten Musik einer schlüpfrigen und frivolen Oper. Sein Handeln und Verhalten besteht die Probe auch vor den gemäßigtesten Forderungen der natürlichen Ethik nicht. Das Schicksal, mit welchem ihn Göthe bedenkt, steht mit der ewigen Weltordnung in Widerspruch.

Es scheint ihm von Anfang an das sittliche Bewußtsein zu fehlen. In seinem Jammer, im Ach- und Weherufen, mit dem er auftritt, spricht sich kein Mißbehagen wegen ethischer Unordnungen, keine Unzufriedenheit mit moralischen Übelständen, kein Abscheu gegen das sittlich Böse, keine Sehnsucht, sittlich vollkommen zu werden, aus, kein ethischer Zug ist darin enthalten. Und doch müßte er einsehen, daß die Disharmonie in der Welt

und in ihm selbst, die ihm so große Schmerzen macht, auf ethischen Störungen beruht und in der Remedur dieser Schäden die unerläßliche Bedingung seiner eigenen Genesung und die Grundlage für seine Volksbeglückungspläne erblicken. Allein es scheint ihm unbekannt zu sein, daß ethisches Verhalten vor allem notwendig ist, um zur Natur in ein harmonisches und wohlthuendes Verhältnis zu treten. Die sittliche Ordnung in sich wieder herzustellen und sie zur Grundlage der Wohlfahrt seiner Republik zu machen, daran denkt er nicht. Er will sich nicht binden, und die unantastbaren ethischen Schranken, welche dem Menschen gesetzt sind, und welche für die Physis eine wiederherstellende, läuternde, ordnende, veredelnde und erhaltende Kraft haben, will er als ein Hemmnis des Natürlichen beseitigen.

In der langen Unterredung, welche Faust mit Mephistopheles hat, unmittelbar bevor sie gemeinschaftlich in die Welt wandern, ist das Programm der Lebensführung enthalten, welches Faust verworren vorschwebt.

Faust will sich entwickeln schwunghaft, großartig, riesig. Er will, wie er sagt, sein eigen Selbst zum Selbst der Menschheit erweitern und so der Menschheit Krone erringen, nach der sich alle Sinne drängen. Um dies zu erreichen, will er nach dem Höchsten und Tiefsten greifen, der

Erde Wohl und Wehe tragen, will er alles durchmachen, alles genieszen, was der ganzen Menschheit beschieden ist. Alles, was in ihm liegt, soll freies Spiel haben, seinen Trieben, Begierden, Neigungen und Leidenschaften will er ungehemmte Bethätigung gewähren und so die Natur in sich gänzlich entfesseln. Seinen Reden nach soll ihm nichts Menschliches fremd sein; thatsächlich aber unterdrückt und erstickt er in sich das Wichtigste, Edelste und Erhabenste, das in der menschlichen Veranlagung liegt. Ist das Gewissen, ist das sittliche Bewusztsein und Gefühl nicht auch etwas Menschliches? Musz nicht mit Vorzug die ethische Veranlagung des Menschen kultiviert werden, damit er sich rein und schön entwickle? Faust behandelt sie wie eine fremdartige Beimischung, er ignoriert, verachtet, ertötet sie. Im Garten seines Gemütes wird das Unkraut gehätschelt und gepflegt; es musz in Saft und Frische, mit vollendeten Formen und schillernden Farben sich präsentieren. Die Kunst musz nachhelfend für schöne Auszenseite sorgen, so gesellt sich zur Faustschen Natur die Faustsche Kultur und der Gipfel Faustscher Vortrefflichkeit ist erreicht.

Aus Fausts Entwicklungsdrang folgt es, dasz er nicht entbehren will. Er will Befriedigung seiner Wünsche, wie der Faust der Volkssage. Für den alten Doktor Faust war das nach der An-

schauung unserer Väter verhängnisvoll: es führte ihn zum Bunde mit dem Teufel und zum Untergange. Nach dem neuen Dichter steht es anders. Für den Götheschen Faust ist Erfüllung der Wünsche die Bedingung seiner Entwicklung, die Grundlage seiner Größe, das Princip seiner Rettung. Wünsche sind ja eine Regung der Natur, sie müssen erfüllt werden. Entsagung führt zum Verkümmern der Natur, sie ist vom Übel. So erklärt sich der Jammer des Götheschen Faust:

„Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst Du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich morgens auf,
Ich möchte bitt're Thränen weinen,
Den Tag zu seh'n, der mir in seinem Lauf
Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen.
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt."

Faust verrät hier einen Lebensüberdruß der traurigsten Art; er lamentiert, weil der ungebändigte Naturdrang in ihm, den er vergöttert, einer Welt begegnet, die seiner beschränkten Einsicht und seinem verdorbenen Geschmacke nicht entspricht. Die Welt enthält Schranken für sein Begehren, und da er diese nicht beseitigen kann, wünscht er den Tod, im Wahne, dadurch die gewünschte Freiheit zu finden. Göthe hat aber dafür gesorgt, daß die Wünsche seines Faust so viel als möglich, ja mehr als möglich erfüllt werden.

Auch die Wissenschaft macht Faust Schmerzen. Er betrachtet auch sie als eine unnütze Last und ein Hindernis seiner Entwicklung. Mit dem Studium, meint er, habe ich mich vergebens geplagt und plage ich vergebens meine Schüler

„Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen."

Folgerichtig hält er die Wissenschaft, welche der Gelehrte vorträgt, für unnützen Wortkram. Er fühlt sich von ihr belästigt, sie ekelt ihn an, und

endlich sagt er, sein Busen sei vom Wissensdrange geheilt. Er meint aber nur die durch gewöhnliches Studium erworbene Wissenschaft. Er will sich gediegene, tiefe und lebendige Wissenschaft aneignen auf außergewöhnlichem Wege. Die Magie der entfesselten Natur soll ihn hintragen an die Quelle des Wissens!

Er will sich austoben in toller Schwärmerei und Lust. Das ist die Sphäre, in deren Abgrund er sich vom Isolierschemel seines toten Wissens zu stürzen begehrt. Er sagt zu Mephistopheles:

„Des Denkens Faden ist zerrissen;
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen;
In undurchdrung'nen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Miteinander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos bethätigt sich der Mann."

Mephistopheles bestärkt ihn in diesem Sinne; er sagt später zu ihm:

„Laß alles Sinnen sein,
Und grad' mit in die Welt hinein!
Ich sag' es Dir: Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide."

Die Aufforderung hat auf Faust volle Wirkung. Er verläßt den trockenen und unfruchtbaren Boden seiner Spekulation, um sich von Mephistopheles auf grüne Weide führen zu lassen. Sie wandern erst in die kleine und dann in die große Welt.

Faust lebt dem Hange und Drange gemäß, der ihn dem Mephistopheles gegenüber so überschwenglich beredt gemacht hat. Er läßt der Natur in sich die Zügel schießen, gleichviel, ob er sich zum sittlich Erlaubten oder Unerlaubten gedrängt fühlt. Nach der Faustschen Moral war Herkules ein zurückgebliebener Tölpel und Schwachkopf, daß er von einem Scheidewege träumte. Er hätte das Sinnen und Wählen sein lassen und nur frisch in die Welt hineinstürmen sollen, unbekümmert, ob er den Weg der Tugend oder des Lasters wandle, denn er hätte beide nur für Nüancen desselben Weges halten dürfen; dann wäre er gewiß bei dem behaglichsten Leben etwas Besseres geworden, als der geduldige Arbeiter, der einseitige Tugendheld und endlich der Halbgott, wozu ihn nach all seinen Leiden und Mühen der griechische Mythus gestempelt hat.

Faust sucht behaglich zu leben bis an sein Ende. Nachdem er dem Docieren entsagt hat, wird er viveur; er will genießen, wenn er auch zu Mephistopheles sagt: „Von Freud' ist nicht die

Rede," und damit selbst dem bloßen Verdachte vorzubeugen sucht, er sei dem Hedonismus ergeben und sich den Anschein giebt, es sei ihm einzig um Entwicklung und Bildung zu thun.

Im Spiegel der Hexenküche sieht er das Weib; es kommt ihm vor, wie der Inbegriff von allen Himmeln. Von der dadurch angefachten Leidenschaft läßt er sich bearbeiten, wie ein willenloser Sklave. Die Lust waltet gebieterisch in ihm, er leistet ihr blinden Gehorsam. Seine Verachtung des Übernatürlichen rächt sich bald dadurch, daß er ins Widernatürliche verfällt. Er bemüht sich, die physische Ordnung zu durchbrechen auf dem Gebiete des Genusses. Es gehört zu den Schattenseiten des klassischen Altertums, daß man den Hedonismus selbst bis zur Widernatur pflegte. So brachten die Alten bei ihren Gelagen hie und da Vomitivmittel in Anwendung, um der Gaumenlust über die natürlichen Schranken hinaus fröhnen zu können. Faust wünscht es ähnlich treiben zu können in einem anderen Stücke. Die Dosis Geilheit, welche einen auffälligen Bestandteil seiner Veranlagung bildet, und auf deren vielseitige, durch keine Gewissensmahnung, kein wachsames Mutterauge, keine Polizei, am allerwenigsten durch eine Kontrole kirchlicherseits gestörte Befriedigung und Ausbildung sein dunkler Drang und sein Streben im ersten Teile des Gedichtes hinausläuft, genügt

ihm nicht. Er wünscht sie gesteigert ins Unnatürliche. Es ist ihm unlieb, daß der Kitzel der Lust erlischt durch Sättigung mit dem begehrten Genusse. Er wünscht die natürlichen Bedingungen des Genusses dahin geändert, daß er sich nachhaltiger, mit zwar sich sättigender, aber nicht erlischender Begierde der Lust hingeben könne. In der Waldeinsamkeit schwelgt er in Wonne, die ihm aus Naturschwärmerei erwächst; er dankt dem Erdgeiste dafür, beklagt sich aber auch über seinen frechen, jedoch nicht gern entbehrten Gefährten Mephistopheles, und sagt von ihm:

„Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Der Erdgeist, taub und kalt, bietet ihm keine Hilfe und ruft ihm nicht zu: „Unter Dir soll Dein Begehren sein!" und Faust bemüht sich nicht, sich selbst zu überwinden, seine Begierde zu bändigen; er trachtet und schmachtet vielmehr nach maßloser Befriedigung und Steigerung derselben.

So weit ist Faust schon, ehe er Gretchen verführt hat; es kommt dann diese unsaubere Geschichte, und dann noch seine Ausschweifungen bei den Blocksbergdirnen. Er braucht wirklich die Vernunft, nur tierischer, als jedes Tier zu sein.

Einen nie gründlich und aufrichtig gebesserten Genußjäger von solchem Kaliber hätten sich die Alten nach Beendigung seines Erdenwallens gewiß nicht im Elysium oder etwa zur Seite des männlich heldenhaften Herkules im Olymp vorstellen mögen; sie hätten ihn ohne Zweifel zum Tartarüs verurteilt und ihm etwa zur Seite des Tantalus ein Plätzchen ausgedacht; oder ihn nach Analogien in Ovids Metamorphosen etwa anschwellend in ein anfänglich üppiges, bald aber an Marasmus verendendes Nilpferd, oder zusammenschrumpfend in eine Kröte sich wandeln lassen. Ovid hätte wohl die Krötenmetamorphose umständlich ausgemalt und geschildert, wie das Reptil in einem Sumpfe hauste und stöhnte, wie aus dem Sumpfe ein pestilenzialischer Dunst aufstieg, wie die Vegetation in der Nähe welkte und abstarb, Ceres und ihre Gespielinnen den Ort flohen, Tiere und Menschen sich ferne hielten, und wie der verwünschte Faust endlich als unbeschränkter Herrscher im Sumpfe die ganze Gegend zu verseuchen, in Morast und Wildnis zu verwandeln drohte, bis Phöbus Apollo mit einem wohlgezielten Pfeile das Untier erlegte.

Mit einem vom Laster verwüsteten Herzen, vielfache Schuld auf dem Gewissen geht Faust aus dem ersten Teile der Dichtung hervor.

„Wer schlecht began, der stärkt sich durch Verbrechen," sagt Shakespeares Macbeth. Faust

ist beim Eintritte in den zweiten Teil des Dramas in diesem Sinne schon so gestärkt, daß wegen seines Vorlebens keine Reue in ihm aufkommt. Das Recht des Gewissens hat er gestrichen aus dem Rechte, das mit uns geboren ist. Es steht bei ihm so wenig in Ehren, als bei dem Usurpator Antonio in Shakespeares „Sturm". Diesen will jemand an das Gewissen erinnern; Antonio erwidert:

„Ei! Herr, wo sitzt das? Wär' es Frost im Fuß,
Müßt' ich in Socken geh'n. Allein ich fühle
Die Gottheit nicht im Busen."

Faust fühlt keine Gewissensbisse, sondern nur physisches und ästhetisches Mißbehagen. Götheſche Natur und Kunst heilen ihn. Ohne Sinnesänderung und ohne Züchtigung durch das Schicksal lebt er so fort, bequem, weichlich und hoffärtig bis an sein Ende.

Es ist bemerkenswert, daß Göthe ihn durch keine Leidensschule führt, sondern durch das thätige Leben. Auch Schiller, den Göthe nach Veröffentlichung des Fragmentes wegen der Fortsetzung um Rat fragte, macht nicht den Vorschlag, Faust durch Leiden läutern zu lassen, sondern ihn durch alle Arten von Thätigkeiten hindurchzuführen. Hätte Schiller den vollendeten ersten Teil vor sich gehabt, so hätte er wohl eine Fortsetzung nicht ratsam gefunden in Anbetracht der ästhetischen Regel,

daß ein sittlich verkommener oder böser Mensch nicht der Held eines Trauerspieles sein kann.

Göthe setzt aber das traurige Spiel fort. Bei den Kommentatoren kann man lesen, Faust schreite nun von einer Stufe der Läuterung zur anderen, er sorge für Veredlung der Hoffeste, vertiefe sich in die Natur, vollende sich an der Antike, wirke philanthropisch, und es würden da nebenbei auch wissenschaftliche Fragen erörtert, welche dem Dichter interessant schienen. Man mag sagen, Faust schreite von Stufe zu Stufe, allein sein Weg geht abwärts. Alles, was er thut und erfährt, kann keine ethische und echt ästhetische Läuterung bedeuten. Er verfährt wie ein Kranker, der sich thätigem Müßiggange ergiebt, der, statt sich heilen zu lassen, sich schminkt und andere anzustecken, seine Krankheit zu einer permanenten, universalen Seuche zu entfalten strebt. Die ästhetisierenden Manipulationen, welche er macht, sind höchst oberflächlich und leichtfertig; er mag ja nicht die Grundbedingung erfüllen, um sich ästhetisch zu bilden und in ästhetischer Beziehung etwas zu leisten, nämlich daß er vor allem sich ethisch bildete und ethisch zu wirken suchte. Alle seine Manöver laufen auf Heuchelei und Täuschung hinaus.

Im Alter, wo ihn die Sünden der Jugend verlassen haben, offenbart sich seine inkurable Borniertheit und die Verdorbenheit seines Herzens

durch die Gründung seiner Kommune und die Art und Weise, wie er dabei zu Werke geht. Er will seine Gemeine auf denselben faulen Boden stellen, auf welchem er selbst zu einem weichlichen und bornierten, mit etwas ästhetischem Flitter allerdings einigermaßen hübsch überkleideten Bengel sich ausgewachsen hat. Um seinen Zweck zu erreichen, übt er das Faustrecht; er schreckt vor blutigen Gewaltthaten nicht zurück und läßt dem Mephistopheles und den lustigen Gesellen freie Hand zu Brandstiftung, Mord und Raub. So läßt er die christlichen Insassen und christlichen Denkmäler aus dem Territorium, das er sich erschwindelt hat, wegräumen und ist besorgt und bemüht, es dem Völklein bequem zu machen, das nach Faustschen Principien leben soll. Und dieses sterile, nur an Unkraut fruchtbare Gebiet, wo er der Tyrannei und Sklaverei der schlimmsten Art Bahn gebrochen hat, nennt er freien Grund, sein trauriges Zukunftsproletariat erscheint ihm als ein freies Volk, und seine infame Gründung preist er als des Menschengeistes Meisterstück.

Heben wir von den wissenschaftlichen Problemen, welche berührt werden, die Frage hervor, ob sich die Oberfläche der Erde unter Einwirkung des Neptunismus oder Plutonismus gestaltet habe. Der Neptunismus bekommt recht. Durch einen schalen und frivolen Spaß sucht der Dichter den

Plutonismus und mit ihm zugleich die Lehre des heiligen Paulus von den Geistern der Bosheit in der Luft über den Haufen zu werfen. Unter den konfusen Partieen des zweiten Teiles findet sich nämlich auch die Stelle, das Innere der Erde habe sich nach außen gekehrt, und so seien die Teufel aus der Hölle in die Luft gekommen. Es ist festgestellt, daß zur Formation der Erdoberfläche Plutonismus und Neptunismus beigetragen haben; die Faustsche Theorie ist irrig. Zur Beschönigung des Irrtums wird vorgebracht, Göthe sei kein Freund von gewaltsamen Katastrophen gewesen, und darum sei ihm auch der Plutonismus zuwider gewesen. Eine hübsche Wissenschaft, welche den Geschmack, und zwar blasierten und idiotischen Geschmack, zu ihrem obersten Schiedsrichter macht! Auch der Faustschlag, welchen Göthe der Doktrin von satanischen Mächten in der Luft zu versetzen sucht, ist ein Lufthieb, etwa ebenso stupid, als eine Bemerkung Gregorovius' gegen die Existenz des heiligen Michael. In der Schilderung eines Besuches in der Michaelskapelle auf dem Garganus sagt nämlich Gregorovius, noch kein Astronom habe das Vorhandensein des Erzengels zwischen der Erde und dem Mond entdecken können. Auf geistigem Gebiete nur das annehmen zu wollen, was der bewaffnete körperliche Sinn zu erreichen vermag, ist verrückt und borniert. Nun, es ist halt freie

Forschung, frei von Erudition, von Logik und von Ehrlichkeit. Da behauptet man nach Belieben, dem dunkeln Drange gemäß. Der französische Gelehrte Gratry (Vie de Jésus) braucht für das Verfahren, Aufstellungen zu machen, die man nicht beweist, und die nicht bewiesen werden können, weil sie unwahr sind, die Bezeichnung ,assertionisme absolu'. Es ist die Faustsche Methode. In dem vorliegenden Falle bekommen naturwissenschaftliche und geoffenbarte Wahrheit einen mephistophelischen Eselstritt, und solche Brutalität ist das Charakteristikum der ganzen Dichtung.

Wo steht nun Faust am Ende? Er hat sich entwickelt zu einem ethischen Monstrum; seine Wünsche wurden erfüllt, er schwelgte anfänglich in Lust und erlangte am Ende Besitz und Herrschaft, wie er's begehrte, und trieb als unedler, übermütiger parvenu Mißbrauch damit; die Bedingungen zur Erlangung tiefer, gediegener und nützlicher Wissenschaft hat er nicht erfüllt: Benützung der supernaturalen Mittel, in Demut und Reinheit des Gemütes wurzelnde Gelehrigkeit, sittlicher Wandel und Studium war nicht dasjenige, dessen er sich befliß, er verachtete all das beharrlich, und so erklärt es sich, daß am Ende seine Intelligenz so schwach und beschränkt, so verwirrt und verdunkelt ist, daß er wähnt, das Größte geleistet zu haben, wozu der Mensch fähig ist, indem

er anderen Bahn brach, um zu derselben Monstrosität zu gelangen, die er erreicht hat.

Herr Friedrich Vischer untersucht in der Schrift ‚Göthes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichtes' auch ein wenig den ethischen Gehalt des Dramas. Er legt den Maßstab des Pantheismus an, worin er drei Stufen unterscheidet, nämlich Pantheismus der unbewußten Natur, der fühlenden Seele und ethischen Pantheismus. Bei der Ansicht, Faust habe zum ethischen Pantheismus vordringen müssen, ist er nicht befriedigt; was man aber an dem Gedichte hoch anzuschlagen habe, meint er, sei der ethische Haß gegen die Kirche. Nun, der Faustisch-Mephistophelische Haß gereicht der Kirche zur Ehre; er bestätigt, daß sie das ewige, unwandelbare und unantastbare Sittengesetz pflegt und hütet, daß sie die Natur und das Übernatürliche sowie echte Wissenschaft in Schutz nimmt gegen Widernatur, diabolische Interpolation und hohlen Wissensdünkel.

In Faust ist der Versuch gemacht, das Sittengesetz umzukehren. Die Begierden und Träume, die Launen, Verstellungskünste und das Selbstrechtfertigungsbestreben des Hochmutes und eines verdorbenen Herzens, krankhafte Phantasieen und infernale Inspirationen, die mit dem Scheine der Philanthropie umgeben sind, treten an die Stelle der Ethik, gerade das, was ihr zuwiderläuft. Im

Französischen findet sich dafür die Bezeichnung ‚morale indépendante‘, ein sophistischer Ausdruck, um das Gegenteil von Moral als Moral in Kurs zu setzen.

An Göthes Werther hatte Lessing auszusetzen, der Verfasser habe der Forderung der Alten nicht entsprochen, nichts wider die Natur zu wagen. Derselbe Vorwurf fällt, verstärkt und vervielfältigt, auf Faust. Er enthält die centrale Widernatürlichkeit, daß die sittliche Ordnung, welche die Basis und die Seele der natürlichen Ordnung ist, verachtet und befehdet wird, und aus dem faulen Innersten heraus schwärt die Unnatur durch den Körper der Dichtung und sitzt auch als Ausschlag an der Peripherie, teils frech offen mit dem angekünstelten Scheine, Zeichen überschwenglichen Lebens zu sein, teils geätzt und mit Schönheitspflastern überklebt.

Die Alten hatten in ihrem Kult als Mittelpunkt das Opfer, das ihnen zugleich ethisches Symbol war. Opfer bedeutet Demütigung, Entsagung, Selbstüberwindung. Davon will Faust nichts wissen; er achtet und übt es nicht, er will ja die bunte Masse seiner Veranlagung unterschiedslos entwickeln und bethätigen. Er will sich durch das Sittengesetz nicht inkommodieren lassen, und dieses Sichhinwegsetzen über die sittlichen Schranken ist nach Göthe sein strahlendster Ruhm,

sein größtes Verdienst, die Zauberkraft, die ihn geraden Weges ins Elysium befördert; nach den Alten ist es Übermut, der von den Göttern bestraft wird. Nach ihrem Bewußtsein hätte Faust nicht gerettet werden können, wenn nicht bei ihm die Hybris der Sophrosyne Platz gemacht, oder, kurz gesagt, wenn er sich nicht bekehrt hätte; das ist die Anschauung aller vernünftigen Menschen vom Anfange bis zum Ende der Welt. Würde ein vernünftiger Franzose die Ethik von Göthes Faust einer Kritik unterziehen, so möchte er sein abfälliges Gutachten etwa dahin resumieren: Ça n'a pas le sens commun.

Reformträumereien.

Wenn jemand ein ursprünglich vollkommenes, im Laufe der Zeit aber durch Zufälligkeiten entstelltes Meisterwerk reformieren will, muß er mit großer Vorsicht, Bescheidenheit und Zartheit zu Werke gehen. Er muß das Werk aus seinem Principe heraus, aus dem Geiste, dem es entsprungen ist, erneuern. Er hat die Aufgabe, den anklebenden heterogenen Stoff zu entfernen und die verschwundenen Vollkommenheiten wieder hervortreten zu lassen. Die Gefahr liegt nahe, daß er mit der Absonderung fremder Beimischungen das Kunstwerk selbst verletzt und nicht die verdunkelten, zurückgedrängten oder abhanden gekommenen Vollkommenheiten wieder herstellt, sondern Ideen unterschiebt und zum Ausdrucke bringt, welche dem primitiven Plane und Geist des Werkes zuwider sind.

Handelt es sich um die Regeneration eines erhabenen gesellschaftlichen Institutes, das ein edler Geist ins Dasein gerufen hat, so wird vom Reformator vor allem ein eminent sittlicher Charakter gefordert, von Einsicht und Kraft begleitet. Er muß verständig, taktvoll und mutig den ursprünglichen Geist des Institutes zu wecken und die Hindernisse seiner Entfaltung zu beseitigen streben. Fehlt es hierin, so giebt es eine Pfuscherei, die allerdings der veränderungssüchtigen, beschränkten und zu Selbstbeherrschung nicht aufgelegten Menge gefallen kann, aber tief nachteilig wirken muß. Eben solche Charlatanerie giebt sich gerne für Reform aus. Das Princip, worauf eine großartige Schöpfung beruht, wird wegeskamotiert, der Lebensnerv ertötet, es werden Principien eingeschmuggelt, welche den unbezähmten Leidenschaften schmeicheln, die so notwendig erwachsende Deformität wird mit hübschem Flitter verdeckt, Lock- und Gaukelwerk, Blend- und Schmeichelkräfte werden aufgeboten, um über die wahre Natur des Wechselbalges zu täuschen; und dergleichen Afterreform ist verfänglich. Träumereien, welche auf eine derartige Umänderung hinauslaufen, finden sich in Göthes Faust. Eine Interpolation von der größten Tragweite ist darin versucht. Die Moral, auf welcher alle Harmonie und gesunde Entwicklung im einzelnen Menschen und in der ganzen menschlichen Gesellschaft beruht, soll durch

die dunkle Willkür des Individuums verdrängt und ersetzt werden. Gerade dasjenige, was durch Unterwerfung unter das Sittengesetz gebändigt und geregelt werden muß, soll sich über dasselbe erheben, es über den Haufen werfen und selbst Gesetz sein. Die auf moralischem Gebiete projektierte Umwälzung erstreckt sich auch auf das Religiöse. An die Stelle des Kreuzes soll eine Statue der Venus gesetzt werden, das ist im Bilde der sittlich-religiöse Charakter der Götheschen Reform.

Von Kommentatoren wird Göthes Faust als eine Art reformatorisches Werk gepriesen, und Göthe selbst scheint seine Schriften und seinen Faust wohl ganz besonders so aufgefaßt zu haben; er äußerte einmal, er wünsche, wie Luther, auf der Wartburg eingeschlossen zu sein, um ungestört arbeiten zu können. An eine religiös-sittliche Reform auf fester Grundlage, die durch gewissenhaftes, verständiges, ernstes und mutiges Eingehen in die ewige Ordnung vollzogen wird, dachte Göthe freilich nicht. Ihm war es zu thun um Pflege und Verherrlichung des sinnlich Angenehmen, um stilschöne Ausprägung seiner Lieblingsträumereien, um eine ästhetische und wissenschaftliche Reformation nach seinem Geschmacke. Religion und Ethik mit ihren über persönliche Willkür erhabenen und alle bindenden Forderungen war ihm verwünschtes Land, vor welchem sein Pegasus Scheu hatte. Die Licht-

strahlen, die aber doch aus jenem reinen Gebiete Eingang fanden in die Sphäre seines poetischen Schaffens, begegneten hier einem unsympathischen, weil heterogenen Dunstkreis, in welchem sie gebrochen, verzerrt und, abgelöst von ihrem lebendigen Urquell, in welke, wenn auch kunstvoll aufgebauschte, Allegorieen verändert wurden. Was den religiösen Standpunkt Göthes betrifft, so weiß man, daß er jede positive Religion verschmähte und nur vorgab, „naturfromm" sein zu wollen. Religion und Ethik sollen also dem Menschen lediglich aus seiner eigenen Natur aufgehen und im Naturleben sich nähren und auswirken. Wenn nur die in der menschlichen Natur liegenden Triebe sich blühend entfalten und, wie dies durch den Kontakt der Individualität mit dem Naturall, des Menschen mit der Welt, des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos von selbst kommt, sich allmählich entwirren und klären, und wenn man nur überdies anerkennend und andächtig von einem gewissen Etwas zu reden weiß, das man Erdgeist, erhabenen Geist, Gefühl, Glück, Herz, Natur, Liebe, das Dämonische oder gar Gott nennen mag, dann hat man die echteste und lauterste Religion und Moral. Daß man von diesem Standpunkte aus die Kirche mit ihrer Lehre vom Sündenfalle und seinen erblichen Folgen, mit ihrem Anbieten der Gnadenmittel, mit ihren Bußmah-

nungen, mit der berufsmäßigen Verkündigung des Wortes Gottes, mit der Entfaltung ihrer göttlichen Autorität, sowie die Manifestationen des in ihr blühenden Gnadenlebens im höchsten Grade unleidlich findet und aufs gründlichste haßt, ist natürlich.

Naturkult und, als Kehrseite, Tobsucht gegen das Übernatürliche sind in Göthes Faust personifiziert, allein wir sollen ihn uns nach der Absicht des Dichters nicht als „Doppelzwerggestalt" vorstellen, sondern als gewaltigen Titanen, der alles und jedes hinwegfegt, was sich drückend, beengend, fesselnd, entstellend und verunreinigend über dem gesunden Boden der Natur angesetzt hat, der so die Grundfesten bloslegen will, auf welchen die menschliche Existenz frei aufgebaut werden soll, und auf welche Faust zunächst seine eigene Größe gründen will. Auf solchem Terrain wähnt Faust herrlich zu gedeihen und das Höchste zu erreichen, und die reine Natur, so wie er sich dieselbe vorstellt, hält er für das Schwungbrett, von welchem aus man mit Leichtigkeit ins Elysium hüpft.

Der Schrei nach Natürlichkeit, nach Ursprünglichkeit, nach Idealität, und das Streben nach entsprechender Reform hat seine Berechtigung. Allein ist denn Faust auch nur entfernt der Mann, den Menschen dahin zurückzuführen? Wie unrichtig, ja verkehrt, muß er in seiner religiösen und

moralischen Blasiertheit das Natürliche auffassen! Er ist ja schon bei seinem ersten Auftreten so herabgekommen, daß er mit Selbstmordgedanken umgeht. Nimmt man den Faust im Zusammenhange, so läßt sich eine so traurige Verstimmung nicht etwa aus unbefriedigtem Wissensdurste oder dem durch die umgebende Unnatur hervorgebrachten Mißbehagen erklären, sondern daraus, daß die Unnatur in Fausts eigenem Innersten breit und gebieterisch Platz genommen hat, weil er ihr durch Abweichen von der religiös-sittlichen Weltordnung den Zugang geöffnet hat. Dies spricht sich im Gedichte aus, wenn auch gegen des Dichters Absicht. Der Göthesche Faust ist in dieser Hinsicht etwas anderes, als der von Lessing projektierte. Der Lessingsche Faust sollte als unverdorbener Jüngling auftreten, der keine Leidenschaft hat, als einen ungestillten Wissensdurst; von dieser Seite aus hoffen die Teufel ihn zu packen und in ihr Garn zu führen, während eine Stimme von oben ruft: „Ihr sollt nicht siegen.“ So wenigstens sollte der Anfang von Lessings Faust nach dem Plane sein, den er Freunden gegenüber mündlich skizzierte, wenn auch das vorhandene Fragment davon abweicht. Göthes Faust hingegen zeigt sich schon bei den ersten Unterredungen mit Mephistopheles wohl bewandert auf den Wegen des Lasters, und wenn ihm doch die breite Straße nicht ganz gefällt, so

ist es deswegen, weil er dort seine Sinnlichkeit und Selbstsucht nicht nach Wunsch befriedigen kann, weil das Laster physischen und gesellschaftlichen Schranken begegnet und sich selbst straft.

„Was kannst Du armer Teufel bieten?“

lamentiert er unter anderem dem Mephistopheles vor,

„Ein Mädchen, das an meiner Brust
Mit Äugeln schon dem Nachbar sich verbindet!“

Und in demselben Gespräche preist er denjenigen selig, den der Tod

„Nach rasch durchrastem Tanze
In eines Mädchens Armen findet.“

„Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit,

sagt er,

Uns glühende Leidenschaften stillen!“

Dies genügt schon, zu zeigen, daß die Sinnlichkeit verheerend in Fausts Innerem gewirkt hat und noch in ihm gewaltig brodelt und dampft. Sollte nun Fausts Streben ein menschenwürdiges werden, so müßte gleich hier, ehe er nur seinen Gang durch „die kleine und dann die große Welt“ beginnt, eine gründliche Bekehrung, eine sittliche Erneuerung, eine Wiedergeburt aus dem Geiste stattfinden. Dies geschieht aber weder jetzt, noch später, sondern Faust, der mit der Einbildung

gestraft ist, ein Mensch von hohem Streben zu sein, folgt nur, wie bisher, seinem dunkeln Drange und läßt sich bis ans Ende von ihm leiten. Aus der gährenden, dunkel drängenden Sinnlichkeit wähnt er, werde sich eine neue Welt in seiner Brust aufbauen, prächtiger, als die alte in Glaube, Hoffnung und Liebe sich bewegende, nährende und ausbildende, die er fluchend in sich zertrümmert hat.

Was würden die Alten zu diesem Regenerationsprojekt sagen? Die Epikuräer würden wohl nichts dagegen einwenden. Allein die das Heidentum durchgährende Sinnlichkeit findet sich vielfach durchbrochen durch das reagierende sittliche Bewußtsein, durch ein edles Streben, Sehnen und Hoffen, das bei Faust nicht aufkommt. Man wünschte und erwartete eine neue Ordnung der Dinge, eine Regeneration und Rekonstruktion, die im einzelnen wie in der Gesamtheit sich vollziehen werde, war aber weit entfernt, sich vorzustellen, dieselbe werde sich von selbst aus dem dunkeln Gähren und Drängen der kranken menschlichen Veranlagung herauswirken, sondern gerade durch Überwindung der Sinnlichkeit und Losringen von ihren Fesseln zustande kommen. Die Grundlage nämlich, auf welcher nach den Vorstellungen und Erwartungen der Alten die Regeneration des Menschen, seine Zurückführung zur Natürlichkeit und Wiedererhebung zur Idealität geschehen soll, ist die Virginität.

Spuren dieser Anschauung finden sich allenthalben, am deutlichsten tritt sie jedoch wohl zu Tage in dem durch Gallien verbreiteten Kulte der Virgo paritura, der wie eine dunkel anticipierte Verehrung Mariens, der Jungfrau und Mutter, erscheint und auch von den heiligen Salvianus und Potentianus, den Glaubensboten von Chartres, so aufgefaßt wurde; denn, als sie zur Verkündigung des Evangeliums in diese Stadt kamen, sagten sie, die erwartete Jungfrau-Mutter sei erschienen, und von ihr sei der Erlöser der Welt geboren. Das Volk fand sich auf die frohe Botschaft vorbereitet, und wie die wunderbare Jungfrau bei ihm von alters her hoch in Ehren stand, so gelangte jetzt die Verehrung der jungfräulichen Gottesgebärerin zu lieblicher Blüte.

Die Regenerationshoffnungen des Altertums knüpften sich demnach an eine wunderbare Jungfrau und einen von ihr zu gebärenden göttlichen Befreier und Wiederhersteller. Von den Höhen des Geistes also meinte man müsse das Heil sich niedersenken in den Menschen, müsse ihn im Innersten erfassen und umschaffen und emporziehen zu seinem Ursprunge.

Faust ist als Mensch selbstverständlich in der allgemeinen sittlichen Erkrankung befangen, er ist überdies persönlich in Sinnlichkeit untergegangen und von ihr berauscht und häuft Fehler auf Fehler,

und das eben soll nach Göthe der Weg zu seiner Läuterung und Vervollkommnung sein, und Faust soll uns als Typus der strebenden Menschheit, als Träger der feinsten Humanität und als ein großer Befreier erscheinen! Ist das ein Befreier nach Rezept aus der Hexenküche! Er will den Menschen erlösen vom bindenden Worte, um ihn auf das ungebundene Fleisch zu gründen, vom befreienden Geiste, um ihn in die fesselnde Sinnlichkeit zurückzuweisen, vom Wesenhaften und Ewigen, um ihn im nicht zu bewältigenden Strudel des Zufälligen und Vergänglichen untergehen zu lassen. Faust, in seiner sittlichen Herabgekommenheit, ist freilich eines besseren Strebens und Wirkens nicht fähig; auch ist es leicht begreiflich, daß er solchen Schwindel, solchen Versuch, die natürliche Ordnung umzukehren, für Rückkehr und Zurückführen zur Natürlichkeit, für Erhebung zur Idealität hält. Die Täuschung entspringt aus der Fälschung seines geistigen Blickes, die eine Folge seiner sittlichen Zerrüttung ist. Daß sittliche Lauterkeit die Grundbedingung ist, um in den höchsten Fragen der Menschheit richtig zu sehen und im Wirken das Richtige zu treffen, davon hat Faust keine Ahnung. Wenn ihn nur Göthe als Schwindler, als Humanitätspharisäer, als Karrikatur des strebenden Menschen hingestellt hätte, dann wäre unser sittliches Gefühl befriedigt; Faust wird aber als Repräsentant der gediegensten humanen

Bildung ausgegeben, und so sinkt die ganze Dichtung hinab unter den Boden nicht nur der christlichen, sondern auch der antiken Ethik in die Finsternisse des Diabolischen. Und von da heraus soll die Welt reformiert werden, soll „ein freies Volk auf freiem Grunde“ erblühen! Weiter kann Wahnwitz, Verruchtheit und verkehrtes Streben nicht gehen, als auf solcher Basis und von solchen Agentien durchwirkt eine neue bessere Welt aufbauen zu wollen.

Eine solche Fratze, ein solches infernales Wolfsgerippe, das eine sittlich-ernste Grimasse schneidet, die Augen naturfromm verdreht und den schrecklichen Rachen bald andächtig zuspitzt, bald wichtig thuend aufreißt, als hätte es den Ton anzugeben im Chorale des Universums, ein solches Monstrum mit dem goldenen Bließ der Poesie zu umhängen und möglichst interessant und anmutig, als den Ausbund philosophischer Tiefe und dichterischer Divination hinzustellen, hat Göthe zwei Menschenalter hindurch einen guten Teil seiner schönen Begabung verschwendet! O tempora, o mores!

Zu der in Göthes Faust als frohe Botschaft gepredigten Emancipation der Sinnlichkeit stimmt die Verherrlichung der Unzucht. Daß Faust, der von der Gnade, mit welcher die Natur überwunden, beschwichtigt, zu einer übernatürlichen Daseinsweise erhoben und darin befestigt wird, nichts wissen

mag und sich einer maß- und ziellosen Naturschwärmerei ergiebt, daß solch ein Rousseauscher Emil nicht keusch sein kann, wie die Scene „Wald und Höhle" zu verstehen giebt, nimmt nicht Wunder. Göthe hat aber damit nur die Erbärmlichkeit jenes Zustandes dargelegt, in welchem sich der Mensch auf das Natürliche zu beschränken sucht und Herz und Auge gegen das Höhere verschließt. Auf diesem Boden, in dieser Beschränkung freilich vermag sich weder Enthaltsamkeit noch eheliche Tugend zu halten, so wenig, als in einem Keller eine Lilie oder sonst eine Blume gedeiht. Der freie Raum unter offenem Himmel, wo allein jede Tugend kräftig wächst und blüht, ist die Kirche. Da weht Gottes reine Luft, da fehlt es nicht an Sonnenschein und Regen, da giebt es freilich auch finstere und wilde, aber läuternde und stärkende Stürme, und nur dem Kontakte mit dieser unendlichen, durch Gottes Liebe, Wahrheit und Gesetz befreiten Welt ist es zuzuschreiben, daß auch in den Grüften des Naturalismus Varietäten von Tugend schlingpflanzenmäßig vorkommen. Im naturalistischen Gewölbe, worin der Göthesche Faust lichtscheu als Sklave seines dunkeln Dranges irrt, kommt weder Virginität noch Ehe zu Recht. Faust entschließt sich weder zur Eingehung einer Ehe, noch zur Enthaltsamkeit; allein die Ungebundenheit soll ihm schön stehen, und der Dichter sorgt für Schminke.

Er sucht den Schein des Anmutigen, Schwungvollen und Kühnen um das häßliche, stumme Laster zu zaubern. Wie blühend und schimmernd ist Göthes Stil, wenn er sich in der ihm geläufigen verblümten Weise mit diesem Gegenstande beschäftigt! Wie frisch geschrieben und farbenreich ist der Hauptsache nach der erste Teil mit den venerischen Abenteuern, wie matt und aschgrau der zweite Teil, wo es sich um Fausts Läuterung handelt! Und auch da, welche Lüsternheit verrät sich in den Helena-Scenen und wie behaglich breit und warm ist die Schilderung vom Lustparke, welchen Mephistopheles für seinen Schützling projektiert, wie trocken und kurz und unklar Fausts abweisende Erwiderung! Mephistopheles schließt nämlich seine Einladung mit der Bemerkung:

„Ein für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural."

Und Faust erwidert:

„Schlecht und modern! Sardanapal!"

Dieser Ausspruch, dunkel und vieldeutig, wie ein Orakel, ist alles, was den Ausschreitungen Fausts im fraglichen Punkte entgegengesetzt wird. Ein Buhler, und zwar ein sehr unbeständiger, der sich aufführt nach der Weise:

„Von der einen zu der ander'n
Ist's ein unablässig Wandern",

kann sich vor dem Tribunale dieser Ethik noch rechtfertigen, indem er sagt, er halte es immer nur mit Einer. Diese Äußerung Fausts verschwindet, wie eine ganz unansehnliche Bleistiftzeichnung in der farbigen Masse einer brillanten Ausstellung anstößiger Gemälde; es steht in keinem Verhältnisse zu den früheren Ausschweifungen Fausts, noch kann es als ein magischer Spruch angesehen werden zur Desinfektion der unreinen Atmosphäre, in welcher die ganze Dichtung schwebt bis gegen Ende, wo nach Fausts Tod Mephistopheles noch lascive Possen reißt. Übrigens mit bloßen Phrasen kommt niemand über seine begangenen Fehler hinweg; es muß irgendwie wirkliche Sühne und Wiedergutmachung geschehen. Ein solches Gewicht auf eine Phrase zu legen, wie Göthe hier thut, verstößt durchaus gegen die Gesetze der ewigen Weltordnung, welche dem Tragischen zu Grunde liegen, verstößt auch gegen den Geschmack und das sittliche Gefühl der Alten, deren Tragiker es nie gewagt hätten, wirkliche Überschreitungen des Sittengesetzes, Ausschweifungen, welche Jammer, Elend, Not und Tod verbreiteten, mit bloßen Worten abgleichen zu wollen. Der Held des Stückes, das heißt der Feigling, der sich von unedler Leidenschaft beherrschen läßt, hätte in eine bittere Leidensschule eingehen müssen und wäre nie damit durchgekommen, daß er später als Maulheld mit sittlich-

ernster Miene auftritt. Eine Poetasterei, welche unumgängliche Regeln der Tragik so mit Füßen tritt, wäre wohl am Hofe des Perikles mit etwas attischem Salze bestreut worden, und das traurige Pergament hätte in den Papierkorb wandern müssen.

Geschmack und sittliches Bewußtsein der Alten war nicht so tief gesunken, daß sie, wie Göthe, die Unzucht als „das schöne Laster", le beau vice, betrachtet hätten. Kunst und Mythologie ragen über so niedere Anschauung vielfach empor, und auch im öffentlichen Leben zeigt sich Hochschätzung der Ehe und ehelichen Treue, sowie der Virginität. Penelope, die fern von ihrem Gemahle viele Jahre hindurch in ehelicher Treue standhält gegenüber den zudringlichen Freiern, würde nicht in Göthes Faust passen, der seine Bildungsreise durch das Leben mit dem Sturze in die Tiefen der Sinnlichkeit beginnt und seine Wirksamkeit mit der Gründung einer Anstalt zur Verwirklichung der Träumereien Rousseaus abschließt.

Was die Virginität betrifft, wurde schon erwähnt, daß sich die Alten dieselbe als Bedingung der Erneuerung des Menschengeschlechtes dachten. Welch großes Gewicht für das Wohl des Staates legten ferner die Römer auf das Institut der Vestalinnen, welches Ansehen und welche Vorrechte genossen diese Jungfrauen, wie unheilvoll und strafbar erschien an ihnen eine Übertretung! Ähn=

lich war es mit den Sonnenjungfrauen in Peru, nach dem, was Fürstbischof Zwerger in dem lehr- und beispielreichen Buche „Die schönste Tugend und das häßlichste Laster“ anführt. Keuschheit galt den Alten nicht nur als unendlich nützliche, sondern auch als die schönste Tugend. Als Beispiel dieser Auffassung sei nur der Mythus von den Töchtern Pandions erwähnt. Dieser König von Athen, im grauen Altertume, hatte zwei Töchter: Philomele und Prokne. Philomele blieb beim Vater in Athen; Prokne, die jüngere Schwester, wurde vom Thrazierkönig Tereus als Gemahlin heimgeführt. Tereus verläßt einmal seine nordische Residenz, begiebt sich nach Athen zu seinem Schwiegervater, und auf der Rückreise begleitet ihn Philomele, weil die zärtlichen Schwestern einander wiederzusehen wünschen. Unterwegs wünscht Tereus mit seiner Begleiterin ein wenig Faust und Gretchen zu spielen. Die attische Königstochter widersetzt sich aber den Zumutungen des Thraziers, und lieber, als ihrer Sittsamkeit etwas zu vergeben, läßt sie sich von ihm in einen entlegenen Turm sperren. Hier webt sie ihre Geschichte kunstvoll in ein Gewand, das ein treuer Diener der Prokne zustellt. Diese läßt ihre Schwester aus dem Gefängnisse befreien und zu sich kommen. Nun folgt ein Zug in dem Mythus, der zum zarten Charakter der fürstlichen Schwestern aus Attika nicht recht zu

stimmen scheint; sie morden nämlich des Tereus und der Prokne Söhnlein Attys und setzen dem Tereus das Fleisch zum Essen vor. So grausam diese Handlung erscheint, so zeigt sie doch mit klassischer Derbheit und Anschaulichkeit die Abscheulichkeit, Verwerflichkeit und Strafbarkeit des Faustschen „Strebens", selbst wenn es, wie bei Tereus, unüberwindlichem Widerstande begegnet. Der Ehebrecher Tereus erhält sozusagen von seiner Gemahlin nachträglich einen Korb. Als Tereus die Schauermahlzeit beendigt hat, entdecken ihm die Schwestern, was er gegessen. In Wut darüber ergreift er ein Geschoß, um Rache zu nehmen. Die Schwestern aber, in Vögel verwandelt, entschweben in die Luft, Prokne als Schwalbe, Philomele als Nachtigall; Tereus wird zum Wiedehopf. Mit diesem Abschlusse des Mythus hat das hellenische Altertum deutlich die Unzucht als häßliches Laster, die Keuschheit als schöne, ja die schönste Tugend bezeichnet. Die Nachtigall singt so lieblich, so einzig schön, meint der Mythus, sie muß wohl eine in Prüfung bewährte, verzauberte Jungfrau sein!

Göthe erklärte in seiner Jugend Wieland für einen seiner echten Meister. Sie waren beide Freunde des klassischen Altertums, haben aber beide die tiefsten und edelsten Seiten desselben verkannt und ihrem Geschmacke folgend, vielfach antike und moderne

Liederlichkeit in klassischer Sprache zu verherrlichen gesucht.

Das sittlich Schale und Verwerfliche, das Widernatürliche in angenehmer Form geboten, kann nie zu einer menschenwürdigen Reform führen; es bedeutet den Versuch einer heuchlerischen Reaktion gerade gegen das, was der edlere Teil der Menschheit je gepflegt, errungen und angestrebt hat. Sieht man den verblümten Umwälzungsgedanken des Götheschen Faust auf den Grund, so zeigt sich, daß sie hinauslaufen auf eine reforme au rebours oder eine Afterreform.

Titanismus.

Zu den ältesten und tiefsinnigsten Mythen der Griechen zählt die Auflehnung der Titanen gegen Zeus. Den Titanen mag Prometheus beigezählt werden, wenn er auch genealogisch nicht eigentlich zu ihnen gehört und an ihrer gemeinsamen Olympstürmung nicht teil nahm. Im Prometheus-Mythus, wie ihn Hesiod und Äschylos wiedergeben, ist Charakter, Entwicklung und Schicksal des Titanismus mit Ausführlichkeit und Folgerichtigkeit dargestellt. Die Titel der Stücke, aus denen die Prometheus-Trilogie des Äschylos bestand, „der feuerbringende, der gefesselte und der befreite Prometheus“ geben den Hauptinhalt des Mythus an.

Prometheus stiehlt den Göttern das Feuer, sucht sich dem Zeus an Einsicht überlegen zu zeigen, und in übermütiger Opposition gegen ihn lehrt er

die Menschen Gewerbe, Wissenschaften und Künste. Der Frevel und die Hoffart des Titanen und sein Versuch, eigenmächtig, mit Verachtung der Götter, die Menschen zu bilden und zu beglücken, werden bestraft. — Die Strafe des Prometheus besteht zunächst darin, daß er an einen Felsen geschmiedet wird. Da er hier der Aufforderung des Hermes, sich dem Zeus zu unterwerfen, kein Gehör giebt, droht ihm der Götterherold mit verschärfter Strafe:

„Dann wird des Zeus
Beschwingter Hund, sein blutigroter Adler Dir
Zerfleischen keck von Deinem Leib ein großes Stück,
Ein Gast, der ungeladen kommt an jedem Tag,
Mit Deiner Leber schwarzem Raub sich sättigend.
Und hoffe nicht, das Ende solcher Pein zu seh'n,
Bevor ein Gott als Übernehmer Deiner Qual
Erscheint, bereit in Hades' düst'res Haus hinab
Zu geh'n, in sonnenlose Nacht des Tartarus."

Die Warnung ist vergebens, und Prometheus sinkt mit samt dem Felsen, an dem er hängt, unter Donner und Blitz in den Abgrund. Nach einiger Zeit kommt er mit seinem Felsen wieder zum Vorscheine und ein Adler zerfleischt ihm die Leber. Endlich geht der Centaur Chiron, seiner Unsterblichkeit entsagend, freiwillig für ihn in den Tod; Prometheus unterwirft sich dem Zeus und wird befreit, indem Herkules den Adler erlegt und die Fesseln löst.

Zuerst enthält der Mythus eine Verurteilung des falschen Humanismus, der Bildung anstrebt, ohne sich um Gottes kundgegebenen Willen und seinen Segen zu kümmern. Die Strafe besteht in Lahmlegung einer mißbrauchten Kraft, was die Fesselung andeutet, in Verstoßung in die Finsternis und aufs tiefste einschneidenden Qualen: eine passivische Disciplinierung und Läuterung. Die Rettung geschieht nicht ohne Sinnesänderung des Titanen, ohne stellvertretende Sühne und Entgegenkommen des Sohnes des Zeus, der durch seine in Gehorsam und Geduld bestandenen Arbeiten und Leiden der bewährte Freund der Götter geworden ist. Der Mythus verrät ein edles, ernstes und kräftiges sittliches Bewußtsein und findet einen harmonischen Abschluß, indem er in den Strom der messianischen Hoffnungen mündet, der durch das Altertum zog.

Die titanische Natur des Faust wird schon in den ersten Fassungen der Faustsage hervorgehoben. Sein Titanismus bestand in der übermütigen Abkehr von Gott, Verachtung des Wortes Gottes, im Streben, durch einen Bund mit dem Teufel seine Selbstsucht in einem Maße zu befriedigen, das dem Menschen von Natur aus unerreichbar ist, und im frevelhaften Eingreifen in die Tiefen der Natur und ins Geisterreich. Die Entfaltung seines Titanismus gipfelt in der Zauberei. Als Strafe folgt seine Höllenfahrt.

Göthe benützte die Faustsage zur Darstellung des Titanismus, wie er ihn auffaßte, und wie er ihm gefiel. Gleichzeitig mit dem Projekte, einen Faust zu dichten, beschäftigte sich Göthe mit Plänen verwandter Tragödien: eines Prometheus, eines ewigen Juden, eines Muhamed. Es war ihm darum zu thun, Charaktere ausfindig zu machen, die er als Porträte von sich selbst verwenden konnte. Die Essenz dieser Pläne hat Göthe in den Faust gelegt. Faust verachtet den Gekreuzigten und geht seine eigenen Wege, wie der ewige Jude. Bemerkenswert ist es, daß in der Faustlitteratur die unendliche Fortsetzbarkeit des Gedichtes, als inneres Gebrechen desselben, betont wird. Dem Götheschen Faust liegt wirklich das Vagabundieren im Blute und er kann seine Heimat nicht finden, wenn er nicht seine Wege verläßt, um die Wege Gottes einzuschlagen. Er mag durch alle Arten von Thätigkeiten geführt werden; solange er sich nicht zum Kreuze wendet, ist alles eitle, verlorene Mühe. Faust hat auch Porträtähnlichkeit mit Muhamed: große Sensibilität für den Mond, so daß ihn Mephistopheles im Verdachte der Mondsucht hat. Eine Neigung zur Haremswirtschaft mag man sehen in der cynischen Weibertollheit, wie sie der Tanz auf dem Blocksberge veranschaulicht, zu welchem der Halbmond leuchtet:

„Wie traurig steigt die unvollkomm'ne Scheibe
Des roten Mond's mit später Glut heran!"

Legt man darauf kein Gewicht, so bleibt doch unverkennbar, daß Faust für Emancipation der Sinnlichkeit schwärmt und die grüngefärbte Fahne seines dürren Naturalismus gegen das Christentum entrollt.

In der Faustlitteratur wird Göthes Faust gepriesen, wie eine Art deutscher Koran; er wird bezeichnet als „das Allerheiligste des deutschen Schrifttums", als „die zweite Bibel der deutschen Nation".

Prometheus war ein Vorwurf, dessen Ausführung Göthe ernstlich versuchte. Ein Drama dieses Namens blieb Fragment. Doch hat Göthe dem Trotze des Titanen in einem lyrischen Ergusse ein Denkmal gesetzt. Da zeigt sich recht deutlich die Göthesche Weise, die Mythen nach seinem Geschmacke mit der Schere der poetischen Licenz zuzustutzen, die edeln und duftigen Blüten und Früchte und das bedeutsame Laubwerk des Gewächses abzuzwacken, den Lebenssaft auszuziehen und nur den rauhen, dürren Strauch, kunstvoll abgerundet und mit Bändern behängt, übrig zu lassen. In prächtigen, wohllautvollen Versen, in einem kleinen, stimmungsvollen Gedichte hat Göthe den Übermut des Titanen verherrlicht, Strafe und Versöhnung weggelassen.

„Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,

An Eichen Dich und Bergeshöh'n:
Mußt mir meine Erde doch lassen steh'n,
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eu're Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn d'rüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast Du nicht alles selbst vollendet
Heilig glühend Herz?
Und glühtest, jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillt
Je des Beängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herr'n und Deine?
Wähntest Du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!"

Das Gedicht, das Schlaglichter in die Tiefen der Götheschen Lyrik wirft, ist um so bemerkenswerter, als es in knapper Fassung, kurz und bündig, wie ein klar gezeichnetes und dünn koloriertes Miniaturbild, Inhalt und Tendenz des Faust enthält und mit wenigen Strichen das Faustsche Streben charakterisiert, das aus der

dunkeln Bildermasse des weitschichtigen Dramas schwer zu ersehen ist.

Faust geht, wie der Prometheus des angeführten Gedichtes, eigensinnig seine Wege, trotzig sich abschließend gegen das Jenseits, und beschließt seine Laufbahn mit der Gründung einer Kolonie für ein Geschlecht, das in seinem Sinne frei, das heißt ihm gleich sein soll. Strafe für seinen Übermut erreicht ihn nicht, es tritt keine Reue und Versöhnung ein, und doch hat er am Ende das Höchste erreicht, hat er den Olymp erobert. Der ethische Nerv, der die Prometheus-Sage zusammenhält, fehlt. Prometheus ist ein granitener Charakter, der sich aber doch dem Willen der Götter beugt. Wie schal erscheint daneben Faust, der in Weichlichkeit, Behaglichkeit und Selbstgefälligkeit schwelgt, bis Göthe das ethisch-hohle Scepter, das er im Reiche der Dichtkunst führt, als magisches Blaserohr benützt, um den homuncio, den er in der Hexenküche präpariert hat, wie ein Gebilde aus Seifenschaum durch den Schornstein hinauf in den Himmel zu blasen.

Das Schicksal des Titanismus ist Untergang, weil sich derselbe an der ewigen Ordnung brechen muß. Dieses Gesetz wurde auch in der Faustsage beobachtet, bis Lessing, der Verfasser der „Rettungen“, das Merkwort ausgab, Faust müsse gerettet werden. Göthe hat sich daran gehalten: Faust wird bei

ihm gerettet, aber nicht dadurch, daß er, wie Prometheus, in die ewige Ordnung einlenkt, sondern eben der Faustsche Titanismus ist der gerade und bequeme Weg zum Olymp, die geheime Kraft, welche die Pforten desselben sprengt und zur seligen und sicheren Besitznahme davon hintreibt.

Der Weg, auf welchem der Götheſche Faust in den Himmel gelangt, erscheint nach der Ethik der Alten als falscher Weg, nach christlicher Anschauung ist es die breite Straße, die zum Verderben führt. Der Faustsche Titanismus ist das Widerspiel des christlichen Heldenmutes, der sich in Selbstüberwindung bethätigt, der im Glauben wurzelt, in der Hoffnung sein ewiges Ziel festhält, über das Vergängliche und Zufällige hinweg den bleibenden Gütern nachstrebt mit der Aussicht, Gott und in Gott alles zu schauen, und vom Geiste der himmlischen Liebe angetrieben, geleitet, geläutert und vollendet wird. Die göttliche Gnade ist das adäquate Mittel, mit welchem er sein Ziel erreicht.

Göthe läßt seinen Titanen auf ganz anderem Wege den Himmel erobern. Faust erreicht dies durch eigene Kraft, ohne Selbstüberwindung, und mag sich, am Ziele angelangt, mit Stolz sagen:

> „Hast Du nicht alles selbst vollendet
> Heilig glühend' Herz?"

Faust ist ein Mann von außergewöhnlicher körperlicher und geistiger Veranlagung; er soll nicht unter das Pack gehören. Was der gewöhnliche Mensch, mit Unrecht oder mit Recht, sucht und hochhält, das tritt Faust mit Füßen. Mit einem Fluche sagt er sich davon los. Als ihn nämlich Mephistopheles daran erinnert, daß er durch die Ostergesänge seine Selbstmordgedanken habe verscheuchen lassen, entgegnet er:

„Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog:
So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock= und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend= und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unſ're Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu mäßigem Ergötzen
Die Polster uns zurechte legt!

Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allem der Geduld!“

Der Fluch erscheint uns wunderlich, indem ethisch verwerfliche und ethisch notwendige Dinge in einem Zuge verwünscht werden. Geduld, Glaube, Hoffnung und Liebe, die den Menschen befreien, erleuchten und stärken, über das Vergängliche erheben und Gott nah und näher bringen, werden ebenso zurückgestoßen, wie dasjenige, was dem Menschen eine zeitliche Stütze bietet, oder ihn fesselt und niederzieht, täuscht und ins Vergängliche verstrickt!

Mit diesem Fluche soll nun Faust allem Fremdartigen entsagt haben und an dem Punkte angelangt sein, frank und frei, aus seinem eigenen Innersten heraus, sich urkräftig zu entwickeln. Sofort singt ein Geisterchor:

„Weh'! weh'!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust,
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmer in Nichts hinüber,
Und klagen
Über die verlor'ne Schöne.

Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In Deinem Busen baue sie auf!"

Nun schließt Faust den Vertrag mit Mephistopheles, der ihm als dienstbarer Geist und Gefährte durchs Leben zur Seite geht. Mephistopheles verheißt ein lustiges Leben; schwärmerisch erwidert Faust:

„Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Parturiunt montes! Nach den Worten, die Faust mit Mephistopheles wechselt, ehe sie die Fahrt durchs Leben antreten, erwartet man Wunderdinge, Großartiges, findet sich aber enttäuscht. Nirgends ein idealer Aufschwung, nirgends die Offenbarung eines lauteren Gemütes oder einer schönen Seele! Phantasterei und ein in Weich-

lichkeit und Wollust untergehendes Gemüt sind sein Charakteristikum im ersten Teile, und im zweiten unnütze Geschäftigkeit, formale Reibung und Begeisterung für ein erziehungsloses Proletariat, dessen Würde und Kraft in gemeinsamer Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes bestehen soll.

Der Körper des Gedichtes steht nicht in Verhältnis zu Einleitung und Schluß. Die Eröffnungsscene im Himmel läßt ein Leben erwarten, das aus den schwersten sittlichen Prüfungen und Kämpfen siegreich, geläutert und gekräftigt hervorgeht; die Schlußscene im Himmel setzt solches voraus. Zwischen diesen lichten Höhen erstreckt sich Fausts Erdenwallen: tristissima noctis imago. Seine Laufbahn müßte, wenn auch zeitweilig von anderen Sphären angezogen und abgelenkt, um das Ethische gravitieren, und, wenn gänzlich in die Irre gegangen, auf deutlich und kräftig gezeichneten Linien in dessen Bereich zurückgeführt werden. So hat Äschylus den Titanismus dargestellt. Bei Göthe ist der Titanismus absolut, es giebt keine sittliche Kraft, die ihn meistert, keine höhere Ordnung, in die er sich einzufügen hat; er ist sich vielmehr selbst das höchste Gesetz, will nicht sich der Ordnung, sondern die Ordnung sich unterwerfen, eine neue prächtige Welt aus seinem Inneren heraus konstruieren, etwa wie die Spinne ihr Netz, in welcher es keine sittliche Schranke geben darf, sondern

dem Faustismus alles erlaubt sein muß; und all das ist im höchsten Grade berechtigt und gelingt, denn so will es Göthe.

Die von Faust projektierte Welt steht tiefer als die reale Welt, in welcher die Faustschen Gedanken am gesunden Verstande und ungefälschtem sittlichen Bewußtsein vielfach abprallen, die Faustschen Zumutungen durch das edle und lautere Streben, das noch viele Herzen beseelt, überwunden werden, und die Faustsche Korruption nicht alles überflutet. Wenn Fausts Blütenträume alle reiften, dann würde eine Welt entstehen, welche nicht nur das modervolle, gegen jeden Auferstehungshauch abgeschlossene Grab der Sittlichkeit wäre, sondern in welcher auch die physische Ordnung untergehen und die letzte Schönheitslinie erlischen müßte, ein für immer verlorenes Gebiet mit dem Motto: Terras Astraea reliquit. Allerdings enthält die reale Welt böse Elemente, welche das Material der von Faust geträumten Welt sind, und es fehlt nicht an verkehrten Geistern, welche darin die in der ewigen sittlichen Ordnung begründete Welt zu ersticken suchen; und dies Bemühen hat stückweise Erfolge. Allein durch die Kraft des Guten werden die bösen, kranken Stoffe überwunden, und der pathologische Prozeß endigt damit, daß sie gänzlich aus dem Organismus ausgeschieden werden. Die Faustsche Welt scheitert, das wissen wir, und

wer sich von ihr verschlingen läßt, scheitert mit ihr. Insofern verrät Faust eine zutreffende Ahnung, wenn er mit verkehrter Resignation sagt, er wolle zerscheitern, wie die Welt, welche ihm vorschwebt, die korruptible Masse, in die er sich vergräbt, und wo sich sein Blick so trübt und fälscht, daß er die im schöpferischen und erlöserischen ewigen Worte ruhende unvergängliche Welt nicht in ihrer Schönheit zu sehen vermag, dieselbe für eine täuschende Erscheinung hält und, wo er mit ihr in Kontakt kommt, dieselbe anfeindet und zu zerstören sucht.

Göthe mochte wohl etwas davon fühlen, daß seine Auffassung vom Titanismus gegen das allgemeine sittliche Bewußtsein verstößt, und daß man nicht begreift, wie sein Titane am Ende gerettet ist. Den Widerspruch sucht er zu verdecken, indem er die Irrwege, welche Faust geht, mit dem Scheine des Tiefsinnigen, Geheimnisvollen, Mystischen umgiebt.

De Maistre charakterisiert den Stil Rousseaus mit der treffenden Bemerkung: La profondeur est dans les mots. Dasselbe läßt sich vom Phrasenwerke sagen, das Göthe zur Bemäntelung und Glorifizierung seines Faust aufbietet. In der Eröffnungs- und Schlußscene hören wir, daß Faust, das edle Glied der Geisterwelt, in die Klarheit geführt werden soll; daß er zwar irrt, sich aber von seinem Urquell nicht abziehen läßt; daß er als

guter Mensch in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges bewußt ist, und strebend und von der Liebe von oben erfaßt gerettet wird. Es sind Worte, die tief und erhaben klingen; allein sie sind widerspruchsvoll; sie passen nicht auf Göthes Faust, sind hohl, sind in ihrer Anwendung unwahr. Sie tönen dumpf und geisterhaft, wie ein leeres altes Faß.

In der Eröffnungsscene, wo von Faust die Rede ist, sagt der Herr:

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren."

In der Schlußscene sagt Gretchen bei Fausts Ankunft:

„Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück."

Demnach hätte Faust bloß Entwirrung und Klärung gebraucht. Ob das genügte? Laß die Schmeißfliege sich entwirren, sie bleibt Schmeißfliege; laß den Schwefel sich klären, er wird nach wie vor Schwefel sein. Was Faust nötig hatte, war Sinnesänderung, Einschlagen eines anderen Weges und gründliche sittliche Läuterung. Da er diese unerläßliche Bedingung seiner Rettung nicht

erfüllte, so sind die Worte, die dem Herrn und Gretchen in den Mund geschoben werden, nicht zutreffend, sind unwahr. Sie sind, wie der übrige Rettungsphrasenapparat dazu angethan, den Zuschauer in die Unklarheit zu führen, das sittliche Bewußtsein in ihm zu trüben, zu fälschen, zu verkehren. An Vorwänden zur Selbstrechtfertigung pflegt es Taugenichtsen nicht zu fehlen; Göthe braucht den Kunstgriff, dergleichen Worte zur Rechtfertigung seines Faust, mit mehr Autorität, vom Herrn und von himmlischen Wesen herschwätzen zu lassen.

In der Eröffnungsscene sagt Mephistopheles zum Herrn:

„Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubnis gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen!"

Der Herr antwortet:

„So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sei Dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, so lang' er strebt!"

Hätte Faust nur in zufälligen Dingen geirrt und in der Hauptsache nur vorübergehend, so würde das seiner endlichen Rettung allerdings nicht entgegenstehen. Er hat aber geirrt in wesentlichen Stücken und ist nie davon zurückgekommen. Sein Streben war nicht etwa bloß von Irrtum be-

gleitet und zeitweilig von der rechten Richtung abgekehrt, sondern auf Irrtum gegründet und lief in verkehrter Richtung bis an sein Ende. Dergleichen zähes Beharren bei fundamentaler Verirrung kann nur zum Untergange führen.

Der Herr sagt endlich zu Mephistopheles:

„Nun gut! es sei Dir überlassen!
Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst Du ihn erfassen,
Auf Deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn Du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Frage: Hat sich Faust als guter Mensch legitimiert? War der Kern seines dunkeln Dranges gesund? War es nicht ein Zeichen seiner sittlichen Abgestorbenheit und eines verkehrten Urteils, wenn er meinte, den rechten Weg zu gehen?

Bei der Schlußscene singen die Engel, die Faustens Unsterbliches tragen:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Frage: Wonach hat Faust gestrebt? War nicht sein Streben gegen die sittliche Weltordnung gerichtet, ein beständiges Widerstreben gegen die himmlische Liebe?

Hätte er der Liebe von oben sein Herz erschlossen, so hätte sich das zeigen müssen, ehe er im Jenseits anlangte; es hätte sehr bestimmt und kräftig ausgedrückt werden müssen, da sein Abfall von der göttlichen Liebe und selbst vom natürlichen Sittengesetze auch sehr deutlich und blühend geschildert wurde.

Allein zu der hierzu erforderlichen Demütigung durfte sich Göthes Titane nicht herablassen. Er lebt auf Erden, wie's ihm beliebt, und zieht dann mit klingendem Spiele „dem Schlafenden da droben" in seinen Himmel.

Pharisäismus des Götheschen Faust.

Der religiöse und ethische Charakter von Göthes Faust hat leicht bemerkliche Ähnlichkeit mit dem Judentume in seiner pharisäischen Entartung.

Beiden gemeinsam ist der streng-unitarische Gottesbegriff. Das Geheimnis des trinitarischen Lebens der Gottheit hätten die Pharisäer von Christus lernen können; sie verschmähten aber hochmütig seine Lehre. Göthe setzt sich mit Verachtung über die Lehre der Kirche hinweg. Die Trinitätslehre behandelt er im Faust als Unsinn. Davon später mehr.

Eine andere pharisäische Eigentümlichkeit, die im ganzen Judentume die Oberhand gewann, war die scheinheilige Hochhaltung des Namens Gottes. Während das Wort Gottes an Ansehen verlor und mehr und mehr zurückgedrängt und falsch

gedeutet wurde durch eine Privatlehre, in welcher man die Anfänge des Talmud erblicken mag, gab man sich den Anschein der tiefsten und lautersten Ehrfurcht vor Gott, und ein Zeichen echter Religiösität sollte es sein, daß man den Namen Gottes gar nicht auszusprechen wagte. So wurde der Name Gottes zum Geheimnamen. Man hatte in der Schrift noch die vier konsonantischen Zeichen dafür, aber sie durften nicht mit Vokalen ausgefüllt, nicht gelesen werden, sondern man substituierte ein anderes Wort, wie: der Herr, der Gewaltige. Jehova sollte seinen Namen, wie seine Gebote, gleichsam für sich behalten. Die Pharisäer suchten mit dem göttlichen Namen Gott selbst über die Grenze zu weisen, um auf so geräumtem Boden ungestört ihren fleischlichen Bestrebungen nachhangen zu können; sie verehrten etwas, wie den Faustschen Erdgeist, denn im Irdischen steckte ihr Glück, ihr Herz, ihre Liebe, ihr Gott.

Besehen wir nun die Parallele in Göthes Faust. Gretchen fragt ihn:

Glaubst Du an Gott?

Faust erwidert:

Mein Liebchen, wer darf sagen,
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Über den Frager zu sein.

Margarete.

So glaubst Du nicht?

Faust.

Mißhör' mich nicht, Du holdes Angesicht
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen, freundlich blickend,
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen Dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar, sichtbar, neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Margarete.

Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten.

Faust.

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache!
Warum nicht ich in der meinen?

Die Stelle gehört wohl zu den brillantesten im ganzen Faust; sie ist schimmernd, aber auch dunstig und schwankend, wie eine im Sonnenscheine wogende Nebelmasse. Der christliche Gottesbegriff ist Faust zuwider, und siehe da! wo der Begriff fehlt, stellt nicht nur ein Wort, sondern ein ganzer Wortschwall sich ein. So viel schaut aus der bombastischen Deklamation heraus, daß Faust der Ansicht ist, jeder Mensch verehre irgend etwas als das höchste Gut, woran er sein Herz hänge und worin er sein Glück suche. Wahrheit und Irrtum zieht Faust nicht in Betracht; Gefühl ist ja alles. Der Epikuräer mag in der Lust sein Glück suchen und sie für das höchste Gut erklären; es stimmt zu Fausts Credo; man mag, in Täuschung befangen, was nur immer für die Quelle des Glückes und beseligendes Ziel des Strebens halten; hat man nur sein Herz damit erfüllt und

ist in dem Gefühle selig, so hat man den Faustschen Gott. Offenbar umfaßt solch ein vages Gottesbekenntnis den absurdesten und abgeschmacktesten Polytheismus.

Welches nun der Abgott sei, den Faust hier meint, ist unschwer zu erraten und festzustellen. Die angeführte Stelle gehört zu den Präliminarien von Gretchens Verführung. Der Götze, welchen Faust in eine Phrasenwolke hüllt, ist Baal, zu dessen Dienst er Gretchen führen will, ohne daß sie es merken soll. Ihrem Gotte will er dies Idol unterschieben, und das Opfer, das er ihm ausersehen hat, sucht er vorher durch den Schall und Rauch seiner Rhetorik zu betäuben und zu blenden. Es ist eine Strategik, in welcher sich pharisäische Heuchelei mit der List eines Baalspfaffen verbindet.

Scheu vor dem Kreuze und Werkheiligkeit sind weitere jüdisch-pharisäische Eigentümlichkeiten, welche sich in Göthes Faust wiederfinden. Faust mag nicht Buße thun, nicht sich selbst verleugnen; seine erdhaften Neigungen zu überwinden fällt ihm gar nicht ein, noch weniger zum Erlöser seine Zuflucht zu nehmen und bei ihm Vergebung und Heil zu suchen; Wissen, formale Bildung und Geschäftigkeit, ohne Wert und ohne Kraft, genügt nach Göthe, um ihm die Pforte des Himmels zu öffnen.

Wir finden Faust auch als Pharisäer im

Tempel. Der Pharisäer des Evangeliums rühmt sich seiner Sündlosigkeit und seiner guten Werke. Sein Fehler liegt in seiner Selbstgefälligkeit und Verachtung seiner Mitmenschen. Darin aber hat er recht, daß er den Wert des Menschen in dessen sittlichem Zustande und Verhalten erblickt. Faust übertrifft den Pharisäer an Hochmut, teilt aber nicht dessen richtige Anschauung über die Bedingungen menschlicher Vollkommenheit. Sittlichkeit kommt bei ihm nicht in Betracht; er ist sogar stolz darauf, daß er sich um das Sittengesetz nicht kümmert. Er vergleicht sich mit anderen wegen Dinge, die an sich nicht in den Bereich der Moral gehören, und legt sich zu seiner Auszeichnung Eigenschaften bei, die entweder nichtig sind, weil sie des sittlichen Adels entbehren, oder die er gar nicht besitzt.

Er hört es mit Befriedigung, wenn Mephistopheles zu ihm sagt:

„Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen,
Daß Du ein Mensch mit Menschen bist.
Doch so ist's nicht gemeint,
Dich unter das Pack zu stoßen!“

Wenn nun Faust wirklich im Laufe des Dramas, was seine gesellschaftliche Stellung betrifft, nicht unter die arme Klasse gestoßen wird, so gehört er um so mehr unter das sittliche Pack. Würde er sein Brot

verdient haben, wie ein braver Steinklopfer, so stünde er unermeßlich höher, als er bei seinem Müßiggange und verkehrten Wirken steht, trotzdem er Hofmann und zuletzt Herrscher ist. Er steht auf der tiefsten Stufe des sittlichen Packes, denn unter diesem finden sich doch noch manche, die demütig im Schuldbewußtsein an die Brust klopfen und nach Erlösung seufzen. Faust thut das nie.

Viel thut sich Faust zu gute auf seine vermeintliche Intelligenz und Wissenschaft. Gleich bei seinem ersten Auftreten erklärt er sich für gescheiter als alle Fachgelehrten:

„Bin doch gescheiter, als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen."

Das ist ihm aber eine Kleinigkeit; er will es noch viel weiter bringen.

„Ich habe mich der Magie ergeben," sagt er,

„Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält."

Er strebt, wie die Kommentatoren sagen, nach einheitlicher Naturauffassung. Bald steht er im Tempel der Natur und dankt dem Erdgeiste, daß er ihm den gewünschten Einblick in die Tiefen der Natur gestatte:

„Erhab'ner Geist, Du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat."

Mit Verachtung blickt Faust hin auf seinen Famulus Wagner, der eine möglichst große Summe Wissenskram in seinem Gedächtnisse aufzuspeichern sucht, und sagt von ihm:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet."

Ich kann stolz darauf sein, meint Faust auch, daß ich nicht bin, wie jener Student, der sich vor Mephistopheles bei seiner Anmeldung zu den Universitätskollegien höchst simpel und nach Ablauf seiner Studien sehr verwildert zeigt; wie die Wänste von Professoren, die sich plagen, das Stroh zu dreschen, und die sich und die Jungens ennuyieren, und wie die idiotischen Blocksberggelehrten, die ganz unverständlich in Worten kramen.

Besieht man sich aber das Wissen des Doktors näher, so stellt sich heraus, daß er nie etwas Rechtes gelernt hat und in den tiefsten und wichtigsten Fragen sich gründlich irrt. Er hat nicht das begriffen und hochgehalten, was die Welt im Innersten zusammenhält, sondern was sie aus den Fugen bringen und auflösen müßte, wenn es nicht von anderer Seite überwunden würde. Worauf er sein Studium mit Vorliebe hingelenkt hat, zeigen seine erotischen Händel; aber eben darauf

ist er wieder stolz. Ich kann mit wegwerfendem Lächeln hinblicken, giebt er zu verstehen, auf den Alchymisten Wagner, der sich das Gesicht schwarz bläst, um die Erfindung zu machen, den Menschen in der Retorte durch Krystallisation entstehen zu lassen; oder gar auf den auf solche Weise hervorgebrachten homunculus, das unfertige Glassturzmännlein, den Schwächling, der bei der bloßen Annäherung an den Wagen der Liebesgöttin untergeht, während ich ihr mit schwärmerischer Hingebung diene und dabei Kraft zu kühnem Fleiße bewahre und mich immer mehr ausbilde. Die Kraft und Kenntnis, auf die Faust da sich etwas einbildet, sind kein menschlicher Vorzug; sie erheben ihn nicht über das Tier.

Noch am Abende seines Lebens fühlt Faust die Verkehrtheit seines Strebens und das Schmachvolle seiner Aufführung so wenig, daß er ausruft:

„Es wird der Ruhm von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergeh'n."

Auf die Selbstüberhebung und Heuchelei folgt keine Demütigung und Entlarvung; Göthe läßt seinen Pharisäer gerechtfertigt nach Hause gehen.

Gräber, gefüllt mit Moder und Totengebeinen, nach außen aber mit frischem Putze und hübschen Schnörkeln verkleidet, sind Sinnbild des Pharisäismus und veranschaulichen ebensogut die Faustsche

Bildung. Faust sucht seiner sittlichen Versteifung, Abgestandenheit und Fäulnis nicht zu steuern; das Gewand des Klassicismus, in welches er sich hüllt, soll alles verdecken. Diese Heuchelei ist ausgedrückt durch Fausts Bekleidung mit dem Mantel der Helena, worauf wir zurückkommen werden. Zum Schlusse umgiebt Göthe seinen moralischen Dickhäuter gar noch mit einem Heiligenscheine und sucht so die Faustsche Scheinheiligkeit bis zum äußersten zu verherrlichen.

* * *

Bildung. Faust macht seiner sittlichen Verletzung, Abgeschmacktheit und Fäulnis nicht zu steuern; das Gewand des Klassizismus, in welches er sich hüllt, soll alles verdecken. Diese Fäulnis ist ausgedrückt durch Fausts Vermählung mit dem Phantom der Helena, worauf wir zurückkommen werden. Zum Schlusse umgiebt Göthe seinen moralischen Misthaufen gar noch mit einem Heiligenscheine und sucht so die Faustische Scheinheiligkeit ins Gute äußerlich zu verherrlichen.

Göthes Faust

und

klassische Dichtungen der Neuzeit.

Vergleich mit Shakespeares Dramen.

Nebst den Alten nahm sich die neudeutsche Litteratur mit Vorliebe Shakespeare zum Muster. Schiller sagt:

„Selbst in der Künste Heiligtum zu dringen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur der Griechen und des Briten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten."

Shakespeare läßt sich den Alten beigesellen nicht nur als klassischer Dichter, sondern auch, weil er sehr reichlich die Mythologie, auch die Geschichte und selbst hie und da die Philosophie des Altertums beizieht und für mehrere seiner Stücke den Stoff daraus entnommen hat. Shakespeare stimmt als Tragiker mit den Alten darin überein, daß die Fabel des Stückes sich in die sittliche Weltordnung fügt.

Die poetische Gerechtigkeit hat bei ihm als tiefste Basis die moralische Gerechtigkeit, und die künstlerische Harmonie ist ihm Reflex der ewigen Weltordnung. Innere Wahrheit und Moralität ist die geistige Kraft, welche den Körper seiner Dramen belebt und schön macht. Den natürlichen Verband des Wahren, Guten und Schönen wagt er nicht zu lösen. Die isolierte Ästhetik des Pharisäismus ist ihm fremd. Die Aufgabe, welche Shakespeare im Hamlet dem Schauspiele vorzeichnet, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge und der Schmach ihr eigenes Bild zu zeigen," hat er selbst treulich zu erfüllen gesucht. Die Natur nicht oberflächlich nehmend, sondern mit samt den ewigen Gesetzen, welchen Welt und Menschheit unterworfen ist, hat er seinen Stücken jene tiefe innere Natürlichkeit gegeben, die uns so sehr anspricht. Handlung und Schicksal, sich ergänzend, reflektieren das Sittengesetz. Die Tugend sucht Shakespeare liebenswürdig darzustellen und läßt ihr Belohnung folgen. Das Laster zeichnet er als häßlich und strafbar. Erscheint es nicht sofort in seiner ganzen Häßlichkeit, so wird durch das tragische Geschick, das ihm folgt, seine Schmach geoffenbart. Selbst in den Komödien entwickelt Shakespeare ethischen Feinsinn, indem er die menschlichen Schwächen und Gebrechen und kleinen Verfehlungen taktvoll an

den Forderungen des Sittengesetzes prüft und nicht ungerügt und ungeahndet durchkommen läßt. Dem Zwecke des Schauspieles gemäß, nämlich zu veranschaulichen, tritt die Vergeltung gewöhnlich schon im Laufe des Dramas ein und fällt so, mit ihren Anfängen wenigstens, in die Zeitlichkeit. Weiter hinaus wird aber die Abrechnung im Jenseits und das Schicksal in der Ewigkeit in Aussicht gestellt, und so liegt kein Verstoß gegen die alles endlich ausgleichende, ewige Weltordnung darin, daß zeitlich das Laster triumphiert und die Tugend untergeht.

Was die Unzucht betrifft, hat der englische Dichter diesem Laster seine Schmach gezeigt auf den verschiedenen Stufen, auf welchen er es aufgreift, angefangen von dem zottigen Spaße und der aus ungeordneter Liebe hervorgehenden, kleinlichen Eifersucht bis zum Ehebruche, dem Konkubinate und dem coelibatus libertinorum.

Lascive Scherze pflegt Shakespeare rohen Menschen in den Mund zu legen, meist Leuten von niedriger Stellung, Individuen, deren Charakter sie als den Abschaum der menschlichen Gesellschaft bezeichnet. Damit sind obscöne Reden in das Kehricht unedler, trivialer Schwätzerei verwiesen, das uns anwidert. Unsittliche Handlungen erscheinen noch viel mehr verächtlich; sie sind unedeln, schwachen und abstoßenden Charakteren beigegeben, sie werden aufs schärfste getadelt, werden

oft mit höchst ergreifendem Sarkasmus als verrucht und lieblos und zugleich albern und läppisch hingestellt, und ihre schrecklichen und traurigen Folgen treten nicht selten schon im Laufe des Dramas an den Tag.

Shakespeare packt den Zuschauer an der Seite des Geschmackes, so daß, selbst wenn das sittliche Bewußtsein nicht auf hoher Stufe steht, das Obscöne, weil es häßlich erscheint, Abscheu erregen muß und so Anlaß werden mag zur Läuterung, Kräftigung und Erhebung des sittlichen Gefühles, Bewußtseins und Strebens.

Göthes Standpunkt, Weise und Ziel ist entgegengesetzt, nach dem, was sich in seinen Schriften ausspricht. Er ist kein Freund solch roher Schnurren, so cynisch ausgedrückter Anspielungen, so plump herausgesagter Zweideutigkeiten, so vulgärer und ekelhafter Bilder, wie sie bei Shakespeare scurrile Clowns und andere niedrige und widrige Persönlichkeiten im Munde führen. Die Unzucht gehört ihm als etwas „rein Menschliches" zur Naturfrömmigkeit, ist ihm Gegenstand des Kultes und zugleich Bildungsmittel. Um das abscheulichste Laster schlingt er die zartesten Guirlanden seiner Lyrik, und, was nach Grab und Kloake riecht, das sucht er mit zauberhaftem Dufte und Glanze zu umgeben. Unflätigkeit der Stimmung und Gesinnung darf sich bei ihm nicht in garstigen Redens-

arten des Pöbels Luft machen, und sich so verraten als das, was sie ist, sondern muß in eleganter und anmutiger Erscheinung, im Gewande gewählter, blühender und warmer Diktion, in reizender Grazie auftreten. Er versteht es, nach den Regeln der Alchymie der Täuschungen, die im Dienste Satans Leben verheißt, wo Gott vor dem Tode warnt, dem Kote den Schein des Goldes zu geben und ekelhaftes Kehricht und Gift, in hübschen und süßlichen Kapseln gefaßt, als Lebenselixir in Umlauf zu bringen. Göthes Frivolität in dieser Beziehung geht weit. In seinen Briefen, lyrischen Gedichten und größeren Werken macht er vielfach und mit Behaglichkeit seinem Wohlgefallen an der Unzucht Luft. In einem Aphorism vergleicht der Dichter des Faust die Hurerei mit dem himmlischen Hochzeitsmahle. Eine Hetäre, welche nach auserlesenen Stockfischen und Heringen vergebens fahndete, hörte auf, wählerisch zu sein; und — da die geladenen Gäste nicht kamen, rief sie zum Mahle die Krüppel und Lahmen. Die Ausdrücke „Stockfische und Heringe" hat Göthe natürlich nicht; er hat für das Viehische schönere Namen. Göthe wendet sich so an den Geschmack, der durch die schöne Übertünchung leicht fasciniert wird, und läßt von diesem, in den Sinnen sich bethätigenden, sozusagen peripherischen Seelenvermögen das Gift seinen Weg nehmen in die Tiefen der Seele, so daß bei

den Unverdorbenen, wenn keine abwehrende Reaktion geschieht, die reine Stimmung getrübt, das bessere Gefühl unterdrückt, das sittliche Bewußtsein untergraben und das Gewissen gefälscht, erstickt und verkehrt wird. Der Schwankende und Unsichere mag von Göthe leicht auf die mit Rosenblättern überstreuten Bahnen der Wollust gelockt werden, und wer schon darauf wandert, mag mit Lust und Stolz auf den Sänger hören, der mit dem Ansehen seines Talentes und Ruhmes ihm ein Bravo zuruft, und mag sich so weit verdummen lassen, daß er sich für einen starken Geist, einen edeln Charakter, ein strebendes Genie, für höchst gebildet und aufgeklärt hält, weil er Göthe versteht und ehrt und Sklave jenes Lasters ist, das Göthe seinem Helden als besondere Auszeichnung andichtet.

So ist Göthe der Widersacher des edeln englischen Dichters.

Die schlüpfrigen Stellen in Shakespeares Dramen können allerdings gefährlich werden, sei es infolge von Mißverständnis oder von fehlerhaftem Gebrauche, den man davon macht. Von den intellektuellen und moralischen Dispositionen und vom Verhalten des Zuschauers hängt es ab, Arznei oder Gift daraus zu machen.

Das häßliche Laster ist bei Shakespeare entweder von demütigendem Schicksale begleitet, oder

die Züchtigung folgt bald nach. Demütigend erscheint schon in den meisten Fällen die niedrige Stellung und Bildungsstufe derjenigen, welche unflätig schwatzen. Da braucht der Dichter wohl keine besondere Tragik daran zu knüpfen, um das Schmachvolle obscöner Reden zu veranschaulichen. In ‚Romeo und Julia' macht Mercutio gern lascive Scherze. Er ist ein munterer, witziger und phantasievoller Kamerade, und seine Beziehungen zu Romeo lassen auf vornehme Abkunft schließen. In seinem Munde hat das Obscöne etwas Verfängliches. Allein welches ist sein Charakter und sein Ende? Er mischt sich in jene Familienzwistigkeiten, über welche Romeo, den sie viel näher berühren, sich zu erheben sucht, beginnt mutwillig ein improvisiertes Duell auf der Straße, und als er verwundet ist, sprudelt er über von den trivialsten Schimpfreden und Flüchen und wird, nicht lebensfähig und nicht tot, vom Platze getragen.

In ‚König Lear' hält Edmund, der Bastard des Grafen Gloster, einen Monolog zum Preis seiner unehelichen Geburt. Bastarde, meint er, hätten mehr Naturwüchsigkeit, Witz und Frische, als eheliche Kinder. Edmund erscheint bald als der liebloseste, verschmitzteste Lügner und Ränkeschmied, als vollendeter Heuchler, der seinen braven Bruder Edgar aus der Gunst ihres Vaters aus-

Bayerische Staatsbibliothek München

zustechen weiß, um selbst der Erbe zu sein, und zuletzt wird er entlarvt als vielfacher Verräter und herzloser, ehebrecherischer Doppelbuhler;

„Vom höchsten Wirbel seines Hauptes
Zu seiner Sohle tiefstem Staub herab
Ein krötengift'ger Bube."

Die zwei älteren Töchter Lears, an Charakter dem Edmund ähnlich, haben sich von ihm freien lassen, dieselben, die sich früher durch ihre überschwenglichen Versicherungen kindlicher Liebe und darauffolgende überschwengliche Grausamkeit gegen ihren Vater bemerkbar machten. Edmund, der während der Wirren des Krieges seine ehrsüchtigen und ehebrecherischen Pläne verfolgte, wird im Zweikampfe verwundet und tief gedemütigt durch die Enthüllung seiner Ränke. Dem Sterben nahe, ist es ihm ein süßer Gedanke, daß Lears ältere Töchter, die eine verheiratet, die andere Witwe, ihn geliebt und durch Eifersucht ihren Tod gefunden haben.

„Edmund ward doch geliebt!
Die eine gab um mich der andern Gift
Und dann sich selbst den Tod."

Edmund wird hinweggetragen, und als später ein Herold auftritt und meldet: „Edmund ist verschieden," geht der edle Albanien mit der Bemerkung: „Das hat hier wenig zu sagen" darüber

hinweg und wendet sich an seine hochherzigen Verbündeten, darunter Edgar, Glosters ehelichen Sohn, der nach einer langen Leidensschule, in die ihn Edmund gestoßen, zu Ehren und Ansehen gelangt. Edmunds Vater wird gewaltsam geblendet, und die Blendung wird später ausdrücklich als ein Gottesgericht bezeichnet; er hat's selbst verschuldet, heißt es, durch die Sünde, die das Dunkel sucht. Sünden gegen das vierte, das fünfte und sechste Gebot erscheinen in ‚König Lear' als nahe verwandt und wechselseitig ihre Abscheulichkeit hervorhebend.

Gattenmord und Konkubinat im Königspalaste sind der dunkle Hintergrund, aus welchem sich des Prinzen Hamlet von Dänemark tragisches Geschick entspinnt. Das stumme Laster erscheint da wieder als die Triebfeder blutiger Verbrechen, und sympatisch gesellt sich zu ihm der Servilismus und die Gewissenlosigkeit der Hofleute. Der König von Dänemark ist von seinem Bruder vergiftet worden, und der Meuchelmörder hat nach auffallend kurzer Zeit die Königin Witwe, die Mutter des Prinzen Hamlet, geheiratet und den Thron bestiegen. Der Usurpator meint, sein Verbrechen sei wohl von undurchdringlichem Dunkel bedeckt; allein durch Geisterhand lüftet sich allmählich der Schleier. Bald munkeln sich die Freunde Hamlets zu: „Es ist etwas faul im Staate Dänemark;"

und der Prinz selbst erhält endlich vom Geiste seines Vaters klaren Aufschluß über das Geschehene. Sein reines und zartes Gemüt findet die Hofluft unausstehlich. Entrüstet über das Unrecht und die Verkommenheit, die den Schein des Rechtes und die Außenseite der Sittsamkeit geborgt haben, giebt er einem eigentümlichen aus der Tiefe seines Abscheus, Ekels und Schmerzes aufsteigenden Humor Raum, dessen Äußerungen Ähnlichkeit mit Symptomen von Wahnsinn haben. Er spottet der hohlen Formalitäten, läßt durch sein auffallendes und bisweilen wunderliches Thun und Reden merken, daß er trotz des feinen Hofparfüms etwas von Fäulnis rieche, und geht so weit, daß er durch sein Verhalten gegen das Hoffräulein Ophelia selbst leichtfertig erscheint, während er damit das sündige Verhältnis des fürstlichen Paares parodiert und ihnen in Verbindung mit den von ihm angeleiteten Schauspielern den Spiegel vorhält. Der alte Sünder auf dem Throne verträgt das nicht; ihm wird unwohl. Sein Hauptanliegen ist es jetzt, die schwüle Atmosphäre zu reinigen. Er sucht den Prinzen durch Intriguen aus dem Wege zu räumen; allein sein eigener Lebensfaden und der der Königin schlingt sich endlich in das um Hamlet gezogene Netz, und das buhlerische Paar geht schmählich unter. Prinz Hamlet überlebt sie kurz. Bei seinem Sterben sagt sein Freund Horatio:

„Da bricht ein edles Herz. — Gute Nacht, mein Fürst!
Und Engelscharen singen Dich zur Ruh!“ —

Das unenthaltsame Junggesellenleben hat Shakespeare in mehreren Stücken als gemein und verwerflich gezeichnet. In ‚Maß für Maß‘ muß der Leichtfuß Lucio die Hetäre, mit der er gesündigt und welcher er die Ehe versprochen hat, trotz seines Widerstrebens auf Befehl des Herzogs heiraten. Auch der Reichsverweser Angelo, der sich ähnlich verfehlt hat, wird zur Ehe verurteilt. In demselben Stücke empfiehlt Shakespeare aber auch Barmherzigkeit gegen diejenigen, welche sich in dem Punkte verfehlt haben, in welchem der Mensch von Natur aus schwach ist. Angelo hat die Todesstrafe verhängt wegen einer Ausschreitung, deren er bald unter erschwerenden Umständen sich selbst schuldig macht. Nun sollte dasselbe Strafmaß auch auf ihn angewandt, Maß für Maß entgegengegeben werden. Der Herzog läßt sich aber zur Begnadigung beider bewegen, sorgt jedoch dafür, daß sie ihre Eheversprechen erfüllen.

Hans Falstaff, den Shakespeare in einigen Historien (Heinrich IV. und Heinrich V.) und in dem Lustspiele ‚Die lustigen Weiber von Windsor‘ eine hervorragende, komische Rolle spielen läßt, der ritterliche Lump und Sophist, bleibt sein Leben lang ledig. Der Sekt muß in ihm Witz und

Sinnlichkeit lebendig erhalten. Die Kneipe ist sein gewöhnlicher Aufenthalt. Er macht auch einen Krieg mit, aber als das Gegenteil des Ritters ohne Furcht und Tadel. Er weiß sich zur Sicherheit seiner Haut fern vom Handgemenge herumzutreiben und zieht statt des Schwertes die Schnapsflasche aus der Scheide. Als die Blüte des englischen Rittertums wieder zum Kriege auszieht, wird Falstaff durch Marasmus im Hause der Kupplerin Frau Hurtig zurückgehalten, und dort erlischt sein Lebensflämmchen. Er verglimmt, wie ein weggeworfener Talglichtstumpen im Winkel eines Stalles.

So tief Shakespeare die ungebundene Ehelosigkeit verachtet, so hoch schätzt und feiert er die aus übernatürlichen Beweggründen und mit höheren Rücksichten gewählte Enthaltsamkeit. Mit zarter Pietät ehrt er das Ordensleben. Als ein wahrer Engel an Leidenschaftslosigkeit, Menschenfreundlichkeit und thätiger Nächstenliebe und ausgerüstet mit tiefer Kenntnis der Natur, ihrer geheimen Kräfte und ihrer lehrreichen Symbolik ist Pater Lorenzo in ‚Romeo und Julia‘ gezeichnet. Wie ein besorgter Vater steht er dem neuvermählten, verfolgten Paare bei und sucht durch Rat und That Auswege und Rettung, wo blinde Leidenschaft in Feindschaft lebender Familien den eigenen Kindern ein tragisches Schicksal bereitet. Sein teilnahmsvolles, weites Herz und sein unbefangenes Urteil

zeichnen ihn vorteilhaft aus vor den Eltern Julias, die wegen ihrer Leidenschaftlichkeit, ihrer Beschränktheit und ihres Eigensinnes, mit dem Pater verglichen, sich wie erbärmliche Stiefeltern ausnehmen.

Die Äbtissin, die in der ‚Komödie der Irrungen‘ gegen Ende auftritt, ist eine ehrwürdige, verständige, mitleidsvolle und energische Frau. Auch sie kennt und verwertet die Heilkräfte der Natur und hat gesunde, diätetische Anschauungen.

Im ‚Sommernachtstraume‘ zieht Shakespeare das Altertum zur Verherrlichung der Virginität bei. Das Lustspiel ist von Anfang bis zu Ende voll von Heiratshändeln, Tändeleien und Neckereien, die aber mit ehrlichen Verehelichungen ins reine gebracht werden. Mitten in dieser Dichtung nun, durch welche die Sommerschwüle sinnlicher Liebe ergossen ist, erhebt Shakespeare die Seligkeit, den Adel und die Schönheit der Tugend, welche die Triebe der Natur überwindet und sich zu Enthaltsamkeit und himmlischer Liebe erschwingt. Zu Eingang des Stückes wird Hermia von Theseus vermahnt, weil sie die von ihrem Vater vorgeschlagene Ehe nicht eingehen will, sondern eine andere mit dem Bräutigam ihrer Wahl. Da das Mädchen auch beim oberschiedsrichterlichen Verhöre dem Ansinnen ihres Vaters nicht nachgeben will, stellt ihr Theseus vor, sie müsse dann nach dem Landesgesetze ihr Leben lang ledig bleiben; ob ihr denn

das gefalle, in nonnenhafter Abgeschiedenheit zu leben und der keuschen Luna Hymnen zu singen? Allein mitten in seinem Eifer, dem Heiraten das Wort zu reden, kann Theseus nicht umhin, die Virginität zu preisen und weit über die Ehe zu erheben. Er fährt fort:

„Dreimal selig jene, die so ihr Blut bemeistern,
Daß sie sich zu solch jungfräulicher Pilgerfahrt entschließen.
Doch irdischer glücklich ist die destillierte Rose,
Als jene, die, verwelkend am jungfräulichen Strauche,
Wächst, lebt und stirbt in einsamer Seligkeit."

Theseus hat ein prosaisches Bild für die Ehe, preist indirekt das überirdische Glück der Enthaltsamkeit und sieht die Virginität umwoben von der Romantik der stillen Heide. In demselben Stücke spendet Oberon, der Elfenkönig, ein großes Lob den Vestalinnen. Als er eben daran ist, durch ein ihm zu Gebote stehendes Zauberblümlein das heiratslustige Volk in seiner Nähe und selbst seine Gemahlin Titania zu verblenden, ihre gesteigerte Sinnlichkeit zu gängeln und mit ihnen sein neckisches Spiel zu treiben, gedenkt er der Jungfrauen, die im Dienste der Vesta auch bei den heftigsten Anfechtungen ihrem heiligen Gelöbnisse treu bleiben und über die Thorheiten und Wunderlichkeiten der blinden, sinnlichen Liebe erhaben sind. Oberon sagt zum Kobold ‚Puck' (Schlegel übersetzt ‚Droll'):

„Ich sah (Du aber konntest es nicht sehen)
Fliegend zwischen dem kühlen Mond und der Erde
Cupido ganz bewaffnet; als Ziel ersah er sich
Eine stattliche Vestalin, die im Westen thronte,
Und schnellte seinen Liebespfeil heftig vom Bogen,
Als sollt' er hunderttausend Herzen durchbohren.
Doch mocht' ich jung Cupidos feurigen Pfeil
Erloschen seh'n in den keuschen Strahlen des feuchten Mondes,
Und die hoheitsvolle Geweihte schritt dahin
In jungfräulicher Betrachtung, unerregt."

Hervorgehoben mag die Bemerkung Oberons an Puck werden: „Du konntest das nicht sehen." Der auf die Erde angewiesene Kobold versteht nichts von den geheimnisvollsten Vorgängen im Menschenherzen; er ist grob organisiert und vermag nicht über das Tellurische und Kosmische hinauszusehen. Die eben so zarten als gewaltigen Agentien, die sich im Menschenherzen begegnen und da sich bekämpfen, abstoßen oder verbünden, beobachtet er seiner Beschränktheit gemäß oberflächlich und einseitig oder bemerkt sie gar nicht; er hat kein Verständnis für die feinsten Triebfedern des menschlichen Handelns, für die tiefste Basis und den höchsten Zweck der Schöpfung. Das Irdische ist die Sphäre, auf die er sich beschränkt. Von der Natur kennt er ein Bruchstück, von der Gnade nichts. Sein Standpunkt ist derjenige, auf welchen sich Göthes Faust stellt, dem der Glaube

fehlt und der vom Jenseits nichts hören will und mit Emphase zu Mephistopheles sagt:

„Das drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst Du erst diese Welt zu Trümmern,
Die and're mag danach entsteh'n.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden."

Faust, der seinen Kopf wie der Vogel Strauß in den Sand des Irdischen steckt, mag natürlich von der höheren Welt und von überirdischen Agentien nichts wissen, beharrt aber auch, trotz seiner vorgeblichen Läuterung, bis an sein Lebensende in der Beschränkung auf das Weltliche. Und was ihm nicht gefällt, und was er nicht begreift, das leugnet oder deutet er nach seinem flachen Sinne. So kommt es, daß die Weltanschauung, welche Göthe im Faust zur Geltung bringen will, traurig beschränkt ist.

Die Schranken, welche dem Menschen zur Erkenntnis der wichtigsten und praktischesten Dinge gezogen sind, lüftet und beseitigt der Glaube. Der Ohnmacht des Menschen, seine letzte und ewige Bestimmung zu erreichen, steuert die Gnade. So erweitert sich der geistige Gesichtskreis ins Unendliche, und der Mensch wird der Kraft Gottes teilhaftig, vollendet sich nach seinem unwandelbaren, durch den Glauben enthüllten Urbild und wirkt

Gutes von ewiger Dauer. Demütige Selbstverleugnung ist die Bedingung zur Festhaltung des Glaubens und der Gnade, die aber ursprünglich als unverdiente Geschenke uns geboten werden. Faust erfüllt die Bedingung, sich über seine beschränkte und krankende Erkenntnis und sein beschränktes und krankendes Vermögen überhaupt zu erheben, nicht. Er verachtet und verwünscht ausdrücklich „den Glauben und jene höchste Liebeshuld;" er mag sich darum entwickeln, wie immer, er kommt über seine Beschränktheit nicht hinaus; er wirkt nach seinen eigenen Phantasien und nicht nach dem großen Plane des göttlichen Meisters, dem sich das Wirken des Menschen zu fügen hat gemäß der Instruktion, welche der Glaube vorhält. Wer den Glauben verschmäht, mag scheinbar Großes wirken und glänzende zeitliche Erfolge haben und vor der Welt sittlich-untadelhaft erscheinen; allein da er sich nicht unterordnet dem alles umfassenden Plane Gottes, so haben seine Werke und Tugenden keinen Halt und Bestand, sie erweisen sich als unecht und werden verworfen. „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet." Göthe leidet an der landläufigen Scheu vor dem Übernatürlichen und hält es für etwas Chimärisches oder dem Menschen Heterogenes, obschon es realer ist, als das Natürliche, das uns nur Stütze, Vermittlung und Sinnbild des ewigwährenden Über-

natürlichen sein soll, und obschon es dem Natürlichen ganz ungezwungen und sympathisch, ja wie eine heißersehnte, unentbehrliche Ausstattung zukommt, indem der Mensch von der Gnade erfaßt, durchdrungen, belebt und erhoben wird, etwa wie die Erde vom Sonnenscheine. Was die Erde würde ohne Sonnenschein und ohne Verband mit den Gestirnen, das wird der Mensch, der sich vom Übernatürlichen isoliert; er verfällt dem ewigen Tode und verliert sich, da er nicht mehr um sein Lebensprincip gravitiert, im „Sturme der Finsternis".

Faust, der Repräsentant des Unglaubens, den Göthe jedoch als Typus eines strebsamen Lichtfreundes ausgeben will, dreht die Sache gerade um. Nach ihm ist der Glaube mit samt der Hoffnung und „jener höchsten Liebeshuld" im höchsten Grade schädlich, ist „Lock- und Gaukelwerk, das die Seele umspannt und sie mit Blend- und Schmeichelkräften in diese Trauerhöhle bannt." Der Mensch müßte sich also vom Glauben, wie von einer Fessel, befreien, um sich recht zu entwickeln.

Der Standpunkt Fausts ist also ein verkehrter; die Horizonterweiterung und Kraftsteigerung, die durch die Aufnahme des Übernatürlichen bewirkt wird, verschmäht er und gebärdet sich, wie ein Gefangener, dem die Fesseln und der enge, dunkle Kerkerraum lieb sind und der im finsteren Wahn-

witze, dem er in seinem dumpfen Gefängnisse verfallen, den königlichen Befreier von sich stößt und mit Schmähungen überhäuft. Seinen Kerker hält er für die Welt, seine Träumereien für den Inbegriff der Weltweisheit, die Versicherung, daß erst außer dem Gefängnisse die Welt sich recht aufthue, betrachtet er als Thorheit, und den Versuch, ihn hinauszuführen, weist er entrüstet zurück als einen Angriff auf seine heiligsten Güter.

Die Beseitigung der Schranken, welche dem menschlichen Erkennen und Können gezogen sind, sucht der Mensch aber auch auf verbotenem Wege zu erreichen, und zwar durch Wahrsagerei und Zauberei. Der Mensch, der im Hochmute die Bedingungen nicht erfüllen mag, um von oben erleuchtet und gestärkt zu werden, ist leicht versucht, in der Tiefe einen Ersatz zu suchen. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. Das war der Frevel des Faust der Volkssage. Er schob, wie ein altes Faustbuch sagt, die Bibel weit von sich unter die Bank und hinter den Ofen und wollte alle Gründe erforschen im Himmel und auf Erden; desgleichen begehrte er Erfüllung seiner Wünsche über alle natürlichen Schranken hinaus. Er suchte das durch einen Bund mit dem Teufel zu erreichen.

Göthe entkleidet die Mantik und Magie vollständig ihres diabolischen Charakters. Fausts Wissen

und Kraft ist nach ihm allerdings nichts Gewöhnliches, er erhebt sich nach Göthes Vorstellung titanisch über die Beschränktheit und Verbildung, über die Schwächen und Mängel anderer Menschen; allein seine Veranlagung und sein Streben erklärt alles; alles ist Natur.

So konstruiert Göthe eine utopische Scheidewand gegen Himmel und Hölle und dichtet mit der zäh festgehaltenen Fiktion, daß es eine Beeinflussung des Menschen aus solchen antagonistischen Gebieten nicht gebe.

Der Göthesche Mephistopheles ist natürlich kein Teufel; er ist offenbar ein Engel des Erdgeistes. In der Scene „Wald und Höhle" beklagt sich ja Faust beim Erdgeiste, daß er ihm den Mephistopheles als Gefährten beigegeben habe. Daraus ist auch ersichtlich, daß der Herr, welcher in der Eröffnungsscene im Himmel sitzt und dem Mephistopheles Erlaubnis giebt, Faust zu versuchen, kein anderer ist, als der Erdgeist.

Faust und Mephistopheles behandelt Göthe als zwei sich ergänzende und ausgleichende Charaktere. Es findet sich da eine Göthesche Liebhaberei wieder, der man in mehreren seiner Schauspiele begegnet. In der ‚Iphigenia' ergänzen sich der schwermütige Orestes und der muntere Pylades; im ‚Tasso' Antonio, der kühle Politiker, und Tasso, der empfindsame Dichter. In ‚Stella' wird die Bigamie

empfohlen, damit der einseitige Charakter des einen Weibes durch die Eigenschaften eines zweiten die gewünschte Ergänzung finde. Fernando nimmt zu seiner ersten Frau Cäcilie, einer Dame von sanfter Gemütsart und ruhigem Temperament, ein zweites Weib, eine lebhafte Dirne, Namens Stella, mit Einwilligung Cäciliens. So erscheinen auch Faust und Mephistopheles als komplimentäre Persönlichkeiten. Der begeisterte, im überschäumenden Schwall seines gährenden Triebekomplexes sich nicht zu fassen und zu orientieren vermögende Faust soll kontrebalanciert werden durch den nüchternen, berechnenden, in bestimmte Bahnen lenkenden Mephistopheles. Sie gehen bald wie Freunde Hand in Hand, bald ist Mephistopheles Diener, bald Mentor, bisweilen auch Satanas. Im ganzen aber verhalten sie sich nicht wie sittlich gut und bös. Diese Begriffe, die ins Gewissen geschrieben sind, und je zarter, lauterer und geübter dieses ist, desto klarer, leichter und rascher unterschieden werden, hält Göthe nicht auseinander. Die Unterscheidungslinien der beiden Charaktere sind verschwommen; das Unterscheidungsprincip soll wahrscheinlich vorwiegend ästhetischer Natur sein, jedenfalls liegt es in den Götheschen Natur- und Kulturideen.

Was Göthe sonst aus dem Jenseits, aus Hölle und Himmel beizieht, ist ähnlich naturalistisch verflacht; es gehört, wie die eingelegten heidnisch

mythischen Partien, zu dem Apparate von Personifikationen und Allegorien, womit das Schaustück reichlich ausgestattet ist. Es ist als Kleid und Zier des Koboldischen verwendet. Der Naturalismus reicht ja vom Nadir bis zum Zenit des Gedichtes. Mit einer Scheidekunst, von welcher der Erzzauberer der Sage nichts verstand, hat der neue Dichter aus der Welt, die er fingiert, das Übernatürliche ausgeschieden und nur das beibehalten, was der Kobold versteht.

Wenn das Licht und die Kraft von oben, Glaube und Gnade, nicht mit Demut und Selbstverleugnung erfaßt, festgehalten und bethätigt werden, dann stumpft sich der Sinn für das Übernatürliche allerdings mehr und mehr ab. Zu dieser Abstumpfung kommt dann oft noch das Bemühen, sich das Übernatürliche aus dem Sinne zu schlagen, ja es zu leugnen. Das Streben, behaglich und ungebunden zu leben, und der Hochmut mit seinen unberechenbaren groben und feinen Varietäten und Nuancen lassen es nicht zu jenem Aufschwunge kommen, der zum Glauben und Leben nach dem Glauben nötig ist. Es lagert sich Dunst und Finsternis um den Menschen, und er findet sich bald wie durch eine große Kluft von der himmlischen Wahrheit und Liebe getrennt. Er ist dem Naturleben verfallen, und dann heimelt ihn die Welt an, die Göthe im Faust konstruiert, um so

mehr, da der Dichter diese kleine, nicht ideale, sondern imaginäre Welt kunstvoll aufzubauschen und zu dekorieren, ihre Mängel und Schäden zu verkleistern und zu übertünchen gesucht und die Fehler, die aus der krankhaften Veranlagung des Menschen entspringen, zu entschuldigen weiß, ja hin und wieder mit dem Scheine edler Genialität und Freiheit umgiebt.

Shakespeare hütet sich wohl, dieses Bruchstück Welt, welches der Mensch mit seinen natürlichen krankenden Vermögen zu erfassen vermag, für den Inbegriff des Seienden zu halten. Er nimmt diese Welt, wie sie ist, untergeordnet einer höheren Welt, über welche uns hier der Glaube genügende Auskunft giebt, und deren Gesetze, mit denen unser Gewissen harmoniert, wir nur mit der Gnade erfüllen können. Der Weltzweck ist ihm ein übernatürlicher, und um ihn zu fördern, muß der Mensch mitwirken mit der Gnade von oben und Stand halten gegenüber den dämonischen Verführungskünsten.

Die Anerkennung des Übernatürlichen findet sich schon ausgedrückt in der Hochschätzung des Ordenslebens und der Virginität, sowie in dem Dringen auf eheliche Treue, wovon oben die Rede war. Die Tugenden, die da verherrlicht und gefordert werden, gehen über das natürliche Ver-

mögen des Menschen hinaus; sie setzen die Gnade voraus.

Shakespeare spricht aber auch ausdrücklich von der Gnade im Gegensatze zur Natur. In ‚Romeo und Julia‘ findet Pater Lorenzo in der Pflanzenwelt den Widerstreit von Natur und Gnade gesinnbildet. Gift und Arznei liegen da oft nicht weit auseinander und bekämpfen sich, wie im Menschen „Gnade und roher Wille — grace and rude will.«

In ‚Verlorner Liebes Mühe‘ entschließt sich der König von Navarra nebst drei Freunden auf die Dauer von drei Jahren zu einer Art klösterlichen Lebens. Wie der König als Wortführer sagt, wollen sie Krieg führen gegen ihre eigenen Triebe und das schreckliche Heer der Begierden der Welt. Sie verpflichten sich durch einen Eid zu strengem Fasten und Wachen, fortwährendem Studium und Vermeidung des Umganges mit Frauen, vergessen aber bei ihrem Unternehmen auf das Wichtigste — auf das Gebet. Als die Tochter des Königs von Frankreich mit Gefolge sich anmelden läßt, vermeiden sie anfangs, ihrem Gelübde gemäß, eine persönliche Begegnung; bald aber macht der König von Navarra der französischen Prinzessin, und seine Eidgenossen ihren Hofdamen heimlich schriftliche Liebeserklärungen. Sie ertappen einander über dieser Verletzung ihres

Gelöbnisses, und da sagt Biron, der leichtsinnigste im Bunde:

„Uns allen sind die Triebe angeboren,
Die keine Macht, nur Gnade hält in Schranken."

(Every man with his affects is born,
Not by might master'd, but a special grace.)

Damit ist angedeutet, daß die Freunde bei ihrer Ascese die Hauptsache vernachlässigt haben. Sie suchen dies freilich auch nicht nachzuholen, fahren vielmehr mit ihren Heiratsanträgen fort; allein sie finden kein Gehör, sie werden von den Damen beschämt.

Hamlets Vater sagt, er sei im Jenseits zum Feuer verurteilt, bis die Sünden, die er gethan, indem er seinen natürlichen Trieben folgte, weggebrannt und weggefegt seien.

(Confin'd to fast in fires
Till the foul crimes done in my days of nature
Are burnt and purg'd away.)

Damit ist genugsam ausgedrückt, daß der Mensch, der die Natur in sich nicht beherrscht und überwindet, seine Bestimmung nicht erreicht, weil er einmal nach den Gesetzen der übernatürlichen Ordnung gerichtet wird.

Die reale Kraft der Sakramente zur Erlangung des Seelenfriedens und zur Erreichung

unserer Bestimmung erkennt Shakespeare deutlich an. Als die nachtwandelnde Lady Macbeth, des Mordes schuldig, Blutflecken an ihren Händen sieht und vergebens abzustreifen sucht, bemerkt der herbeigerufene Arzt, ein Priester sei hier notwendiger als er. Hamlets Geist beklagt es, daß er ohne Sterbesakramente in die Ewigkeit hinübergegangen.

Diese Proben genügen schon, um die himmelweite Kluft festzustellen, durch welche die Weltanschauung und Ethik Shakespeares von der Göthes getrennt sind. Shakespeare baut auf mit sicherer Hand auf dem Felsengrunde der ewigen Ordnung, Göthe konstruiert schwankende Luftschlösser auf den Seifenblasen der unbeherrschten Sinnlichkeit. Göthe kultiviert die Sinnlichkeit; Selbstüberwindung, Fügen in die sittliche Weltordnung, die Gnade, die dazu hindrängt, das Diabolische, das davon abzuziehen sucht, stimmen nicht zu seiner Liebhaberei, und er streicht dieses aus der Welt, die er fingiert. So fehlt ihm gerade dasjenige, worauf die Größe Shakespeares beruht, Universalität, Wahrheit und sittlicher Adel; statt dessen bietet er uns engen, unwahren und unedeln Naturalismus.

Vergleich mit Calderons „wunderbarem Magier“.

Es legt sich hier ein Vergleich des Götheschen Faust mit Calderons „wunderbarem Magier“ nahe, sowohl wegen des Standpunktes beider Dichter, als wegen der Verwandtschaft des Gegenstandes.

In dem Aufsatze „Calderons Tochter der Luft“ vergleicht Göthe selbst Shakespeare und den spanischen Dichter und bemerkt, Shakespeare reiche uns die volle reife Traube vom Stock; Calderon stehe an der Schwelle der Überkultur, gebe eine Quintessenz der Menschheit, reiche abgezogenen, höchst rektifizierten Weingeist. Hierauf wünscht Göthe dem englischen Dichter Glück, daß er in einem protestantischen Lande geboren und erzogen worden sei.

Betrachten wir Shakespeare und Calderon von der formalen Seite, so ist es erklärlich, daß uns

Deutsche die Traube des englischen Dichters unwillkürlich anspricht, während uns Calderons romanischer Würzwein, anfänglich wenigstens, etwas anfremdet. Dies kommt aber wohl weniger von einem Unterschiede im Kulturgrade, als in der Nationalität.

Die Weltanschauung und Ethik Shakespeares und Calderons sind im allgemeinen dieselbe: Glaube und christliche Sittenlehre liegen zu Grunde. Shakespeare konnte wohl in der Zeit und an dem Orte, wo er als Schauspieler und Bühnendichter wirkte, seine katholische Überzeugung nicht so vorkehren, wie Calderon vor seinem Publikum. Zufälliges abgerechnet, stimmen sie aber überein und reichen beide einen echten, edeln und erquickenden Trank, wenn man auch einzelne Beimischungen bei beiden lieber missen möchte; Göthe bietet aber ein Gebräu aus seiner mit Qualm, Mondschein und „Mythenglanz" gefüllten Hexenküche, oft prächtig schäumend und perlend und wie Ambrosia schmeckend, aber giftig. In seiner Werkstätte geht es zu nach der Devise, welche die Hexen in Shakespeares ‚Macbeth' singen:

„Rundumher und rundherum!
Grundböses werde laut, Grundgutes stumm!"

O, wenn sich Göthe von den Zauberinnen losgesagt hätte, dann würde es wohl anders in seinem Inneren geklungen haben! Shakespeare

und Calderon hatten jene reine und hohe dichterische Inspiration, welche aus Glauben und sittlichem Streben entspringt; sie gehören zusammen, wie ein Dioskurenpaar, während Göthe fern von ihnen als Komet seine irren Sonderwege geht.

Calderon stehe an der Schwelle der Überkultur, sagt Göthe, als ahne er nicht, daß er selbst mitten in der Pagode der Afterkultur steht, indem er die Grundlage und den Geist aller Bildung, die Sittlichkeit, mit Füßen tritt und seichte Wissenschaftlichkeit, Sinnenkultivierung und ästhetische Verfeinerung nebst Protest gegen Glaube und Kirchlichkeit und sittliche Schranken als Inbegriff der Bildung populär zu machen sucht: einen Kulturfirnis für Memmen und Gleißner. Eben diese Oberflächlichkeit birgt in sich die Gefahr der Überkultur, denn da der Kern fehlt, legt man leicht zu viel Gewicht auf die Außenseite, hyperkultiviert diese, um den Mangel sich und anderen zu verbergen, und so ergiebt sich leicht als Resultat eine Überafterkultur, eine widrige Mischung von Verbildung und Überbildung.

Nach dem erwähnten Aufsatze scheint es, Göthe habe im Protestantismus den Grund von Shakespeares natürlicher und ansprechender Dramatik sehen wollen. Wir haben bereits gesehen, daß Shakespeare, was Religion und Moral betrifft, in seinen Dramen nicht gegen den Katholizismus

protestiert, sondern just gegen den Götheschen Naturalismus und Libertinismus. Seiner persönlichen Überzeugung und seinem Bekenntnisse nach war er Katholik, wenn es wahr ist, daß im Kunstwerke sich das Innere des Meisters abspiegelt; wenn es erlaubt ist, aus der entschieden katholischen Haltung, die in Shakespeares elterlichem Hause traditionell war und gegenüber der elisabethinischen Verfolgung standhaft beobachtet wurde, einen Schluß auf ihn selbst zu ziehen; und wenn man positiven Nachrichten über seine Person Glauben schenken darf. „Er starb als Papist," lautet eine Chroniknotiz aus seiner Heimat. Daß Shakespeare Katholik war, nicht bloß, weil er sich vom Glauben, in welchem er erzogen wurde, niemals ausdrücklich lossagte, sondern auch seiner innersten Überzeugung nach, wurde von Rio zur Zeit des dreihundertjährigen Geburtsjubiläums des Dichters ausführlich dargelegt und vor kurzem von Raich, der auch die Forschungsresultate der jüngstvergangenen zwanzig Jahre benützt hat, in der Schrift „Shakespeares Stellung zur katholischen Religion" aufs neue ins Licht gestellt. Die Scheingründe, Albernheiten, unerweisbaren Behauptungen, Nergeleien und Kahlauer hier zu beleuchten, welche gegen Rios gediegene Hypothese und Raichs Nachweis und überhaupt gegen die Annahme von Shakespeares Katholizismus aufgeboten wurden, würde

zu weit von unserem Gegenstande ablenken. Es genügt, bemerkt zu haben, daß Göthe sich irrte, wenn er meinte, Shakespeare sei gleich ihm Protestant gewesen. Shakespeare und Calderon gehören vielmehr zusammen, die Götheschen Ideen sind beiden fremd.

Wie Shakespeare, so protestiert Calderon gegen die Göthesche Karrikatur von Weltanschauung. „Der wunderbare Magier“ (El magico prodigioso) behandelt ein ganz ähnliches Thema, wie die deutsche Faustsage, nämlich das Streben und die Geschicke eines Zauberers. Der Heide Cyprianus ist von einem edeln Wissensdrange beseelt, sucht die Wahrheit aufrichtig, und die Lektüre des Plinius hat ihn im Philosophieren über das höchste Wesen weit gefördert. Er steht an der Schwelle des Christentums. Dem Teufel macht dies Verdruß, und er sucht den Mann, der geraden Schrittes und mutig der Wahrheit zugeht, in sein Garn zu ziehen. Er naht sich ihm zuerst als feingekleideter Herr und sucht durch trügerische Dialektik die im Geiste des Philosophen aufdämmernde Wahrheit zu unterdrücken; aber vergeblich. Dann sucht er ihn auf die Wege des Lasters zu führen, denn ein verdorbenes Herz, das weiß der Teufel, ist dem Christentume nicht hold. Er bringt den Philosophen in gefährliche Beziehungen zur christlichen Jungfrau Justina, die aber alle Anträge

standhaft zurückweist. Nun tritt der Teufel als Lehrmeister der Zauberei auf; Cyprianus läßt sich bereden, ihm seine Seele zu verschreiben, und der Teufel seinerseits macht sich verbindlich, durch die Magie, welche Cyprianus von ihm erlernen soll, das Herz der Jungfrau umzustimmen. In einer Waldgrotte findet der Unterricht statt. Nach einigem Lernen und Üben vermag Cyprian den Schemen Justinas in seine Waldeinsamkeit zu zaubern; allein unter der reizenden Hülle zeigt sich ein Totengerippe, und der Zauberlehrling erhält damit eine Lektion, welche den Bemühungen des Teufels gerade zuwiderläuft, nämlich, daß die Lust und Herrlichkeit der Erde trügerisch und vergänglich ist.

Justina wird unterdessen heftig versucht, allein wie sie durch Gottes Beistand ihrem Vorsatze, Jungfrau zu bleiben, gegenüber den Lockungen der Welt und dem Zuge der Sinnlichkeit treu blieb, so hält sie auch Stand im Sturme dämonischer Anfechtungen, und ihre gottgeweihte Virginität erweist sich unüberwindlich und siegreich in allen Kämpfen.

Der strauchelnde Cyprian kommt durch die erwähnte Enttäuschung zur Besinnung und bricht mit dem Teufel. Dieser will freilich die ihm verschriebene Seele nicht losgeben; allein er hat sein Versprechen nicht erfüllt, und Cyprian erinnert ihn, daß Gottes Macht unendlich größer ist, als die des Satan.

„Der Justinen
Gegen Dich zu schützen wußte,
Kann er nicht auch mich befreien?"

Als er den Gott der Christen anruft, flieht der Teufel. Cyprian erfaßt und bekennt nun freimütig die Wahrheit, die er gesucht hat. Auf kurzem Wege, nämlich durch Leiden, die er mit heroischer Geduld erträgt, läutert und vollendet er sich. Er wird als Christ gefangen genommen und findet im Kerker Justina als Leidensgefährtin. Während sich seine Seele mehr und mehr läutert, erkennt er um so klarer die Strafbarkeit seiner früheren Sünden und die Heiligkeit Gottes, und angesichts des Todes ist er zum Kleinmute versucht. Justina aber tröstet ihn, indem sie ihn auf Gottes Barmherzigkeit hinweist:

„Nicht giebt es
An dem Himmel so viel Sterne,
Nicht im Feuer so viel Funken,
So viel Körner Sand am Meere,
So viel Sonnenstaub im Lichte,
In den Lüften so viel Federn,
Als er Sünden kann verzeihen."

Vom Kerker geht der Weg zum Hinrichtungsplatze. Cyprian und Justina vergießen ihr Blut zur Besiegelung ihres Bekenntnisses des christlichen Glaubens.

Dem Stücke Calderons liegt die Geschichte der heiligen Märtyrer Cyprianus und Justina zu Grunde, die unter Diokletian zu Nikomedien enthauptet wurden, und deren Fest die Kirche im Monate September feiert.

Calderons Cyprian repräsentiert die edle Richtung im Streben des Heidentums. Fragt man nach den Zielen, welche im Schoße des Heidentums angestrebt wurden, so stellen sich zwei entgegengesetzte heraus; das Streben der einen hat Gott zum Gegenstande, die Bewegung der anderen ist Flucht vor Gott. Gut und böse sind schließlich die Kategorien, in welche sich alles Streben der Menschen zusammenfassen läßt. Wissenschaft, Kunst und Leben gliedern sich nach diesem Gesichtspunkte. Das Kriterium für den Charakter des Strebens ist Christus. Wie schwer ist es, im Wirrwarr der geistigen Strömungen, die durch die Menschheit gehen, sicher zu stellen, wo man wirklich das Wahre, das Gute und Schöne schätzt, anstrebt und zu fördern sucht, oder wo sich Selbstsucht und diabolische Verblendung unter dem bloßen Scheine edeln Strebens verbergen! Christus ist der Prüfstein; durch ihn werden die Gedanken in den Herzen vieler offenbar. Nimmt man ihn auf, so erweist sich das Streben als gutes; verwirft man ihn, als böses. Cyprians Streben besteht die Probe. Abgelenkt eine Zeit lang vom rechten

Wege durch den Interpolator, wie Tertullian den Teufel nennt, kommt er darauf zurück und sieht im Christentume die Wahrheit, die er gesucht hat, und bekennt sich zu ihr trotz der Opfer, die er deshalb bringen muß. Fausts Streben bewegt sich gerade in entgegengesetzter Richtung. Er kehrt dem Christentume den Rücken und vergräbt sich im Naturalismus. Ein Opfer zu bringen, dazu ist er zu weichlich; er scheut den Kreuzweg.

Ein anderer Vorzug des Calderonschen Dramas ist es, daß sich der Held des Stückes durch Leiden läutert. Dazu stimmt die Ethik und Tragik der Alten, welche passive Läuterung für höchst wichtig, ja unentbehrlich hielten zur Entsühnung, sittlichen Wiederherstellung und Vollendung des schuldigen Menschen. Die Meisterwerke ihrer Tragiker zeigen dies. Cyprian hat, verglichen mit Göthes Faust, wenig gefehlt, und doch geht er durch eine herbe Leidensschule: Seelenangst, Gewissenspein, Kerker und gewaltsamen Tod. Faust ist schon in tiefer Schuld, als er Gretchen verführt hat und im Elende sitzen läßt. Schon diese Verirrungen, welche das Faustfragment enthält, veranlaßten Wilhelm von Humboldt zur Bemerkung, Faust müsse verloren gehen. Dazu kam die Walpurgisnacht, von welcher Herr Friedrich Vischer sagt, wenn Faust wirklich das geworden sei, was die Blocksbergscene cynisch andeute, dann sei er ein Schwein, an dem nichts

mehr zu bessern sei. Und dieser grundverdorbene Bube tritt nun, ohne gezüchtigt zu sein, ja ohne nur seine Ausschweifungen bereut zu haben oder als unsittlich zu erkennen, ins handelnde Leben ein, und seine Thätigkeit hat nichts Demütigendes oder Beschwerliches für ihn, sondern ist nach seiner Neigung und rüttelt ihn nicht aus seiner Verblendung, seinem Hochmute und seiner Behaglichkeit. Und als der alte, ungeschlachte Sünder kaum die Augen zugedrückt hat, streuen ihm die Engel Blumen und singen:

„Streut Paradiese
Dem Ruhenden hin!“

Im Jenseits ist er sofort ein vollendeter Heiliger. Gretchen ruft aus:

„Vom edeln Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heiligen Schar.“

Göthe macht die Engel zu Lügengeistern und läßt die Heiligen in erhaben tönender Sprache einen Pharisäer verherrlichen.

In Bezug auf Charakter ist Justina durch jungfräulichen Zartsinn und Starkmut unendlich erhaben über Gretchen; sie ist eine Statue aus parischem Marmor, Gretchen eine Wackelfigur aus japanesischem Wachs.

Cyprian und Justina vollenden sich im Schoße der katholischen Kirche. Ihre feste, kirchliche Überzeugung und edle, sittliche Haltung zeichnen sie aus vor dem Götheschen Faust mit seiner schwankenden und beschränkten Weltanschauung und seiner sittlichen Ungebundenheit, Halt- und Ziellosigkeit. Aber eben der unkirchliche Geist der Dichtung Göthes soll deren Hauptvorzug sein. Durch Göthes Faust, sagt man, wehe der Hauch, der Blätter in der Weltgeschichte umwendet; Calderons ‚wunderbarer Magier' rieche nach dem Weihrauche der Kirche. Nun, die Budengerüche, welche in Göthes Faust dunsten, was sind und bedeuten denn die Feines und Großes? Sollte Göthes Faust wirklich ein so tief philosophisches und umfassendes Werk sein, wie man von ihm rühmt, so müßte es gipfeln in der Anerkennung der menschlichen Abhängigkeit und Ohnmacht und in Huldigungen, dargebracht nicht einem sittlich verwahrlosten, verkehrten Streber und seinem grand magnétiseur, dem Erdgeiste, sondern der Gottheit in der Weise, wie es ihrem geoffenbarten Willen entspricht; der Weihrauch der Kirche dürfte nicht fehlen.

Der Hauch, der durch Göthes Faust weht, ist mephitische Luft, geeignet allerdings, Blätter in der Geschichte von Individuen oder Völkern umzuwenden wegen des Zerfalles, der auf sittliche Fäulnis folgt. Als in Babylon kein Mädchen

sicher war, auf offener Straße von einem Streber angefallen zu werden; als bei den Hellenen Philomele und Penelope nicht mehr in Ehren standen, sondern die Phrynen, die Phyllis und Lais Mode waren; als die Jugend von Athen keinen Geschmack mehr fand an Homer und Hesiod, an Plato und Aristoteles, sondern sapphische Lyrik naschte und über der Schrift der Hetäre Elephantis von den Geheimnissen der Wollust brütete, und die Männer ihre innere Hohlheit durch Zerstreuungen und durch wesenlose Humanitätsformen und gleißnerische Phrasen vor sich und anderen zu verbergen suchten; als in Jerusalem die kurzsichtigen, dünkelvollen und genußsüchtigen Gelehrten, Vornehmen und Beamten im Bunde mit der rohen Menge nach Freiheit schrieen, Freiheit für Barabbas und Tod für Christus; als in Rom Nero den Palatin zum Blocksberge machte und dort nächtliche Orgien feierte und, statt der Not seiner Unterthanen abzuhelfen, sich an den Künsten des Simon Magus amüsierte, sich von ihm Fastnachtsschwänke vormachen und Schimpfreden gegen Simon Petrus hersagen ließ; da wehte just der Faustsche Hauch und führte nach kurz oder lang eine Katastrophe herbei; ein Blatt in der Weltgeschichte sank nieder über einer verkommenen Generation. Diese traurige Macht, Umwälzungen zu bewirken, birgt freilich Göthes Faust, denn die Ideen, die er enthält, müssen, ins Leben

eingeführt, zur Unterminierung des Bodens führen, auf welchem die Wohlfahrt der Völker und der Bestand der Reiche ruht. Konservative und regenerative Kraft aber, welche der Faustschen Fäulnis widersteht und auch über Ruinen neues Leben erblühen läßt, liegt in der überschwenglich lebensvollen Weltanschauung, zu welcher sich Calderon bekennt.

* *
*

Die kranken, destruktiven und unedeln Triebe des Menschen sind also in Göthes Faust als erlösend, Leben bringend und himmelerobernd hingestellt. Wohl keine Dichtung des Altertums und des Mittelalters hat sich eine solche Umkehrung des sittlichen Bewußtseins und der biologischen Gesetze erlaubt.

Göthes Faust, sagt man, enthalte die Weltanschauung der Neuzeit und des deutschen Volkes, sowie Dantes divina comedia die Ideen des Mittelalters und des italienischen Volkes abspiegle. Die Ansicht bedarf einer fundamentalen Berichtigung. Im Werke des genialen mittelalterlichen Dichters findet sich die Essenz der gesunden und auferbauenden Ideen aller Zeiten und aller Völker; Göthe hat im Faust mit derselben Universalität die Quintessenz des Giftes im Sinnen und Trachten der Menschheit gesammelt, wie die ungesunden Stoffe

eines Organismus in irgend einer Phase des pathologischen Prozesses in einem buntfarbig blühenden Karbunkel zum Vorscheine kommen mögen; nur die Form ist modern. Der Inhalt lehnt sich an an Voltaire und Rousseau, deren frivole und wollustatmende Schriften Göthe, wie seine Biographie von Baumgartner zeigt, fleißig las, teilweise memorierte, übersetzte und befolgte; er ist nicht specifisch deutsch, sowie Frivolität und Liederlichkeit nicht specifisch deutsch ist. Göthe hat nicht wenig gethan, das tiefe sittliche Gefühl und Bewußtsein, das der Deutsche seinen Vätern verdankt, zu untergraben und die mit seiner Richtung verwachsenen Franzosen in Deutschland einzuschleppen.

Der Unglaube und die sittliche Ungebundenheit im Gegensatze zum Festhalten an der übernatürlichen Welt und Unterwerfung unter ihre Gesetze tritt allerdings in verschiedenen Zeiten in verschiedener Gestalt und Stärke auf. Allein auch diese Verschiedenheit ist an sich nur formal und graduell, ähnlich wie die zeitlich und örtlich gefärbte und von mehr oder minder Leidenschaft beseelte stilistische oder künstlerische Ausprägung.

So hat Göthe im Faust die religiöse und sittliche Abgestorbenheit in ihrer modernen Form in deutscher Sprache dargestellt, allein damit durchaus nicht die Weltanschauung der Neuzeit und des deutschen Volkes wiedergegeben.

Schelling urteilt über das Faustfragment: „Soweit man Göthes Faust aus dem Fragment, das davon vorhanden ist, beurteilen kann, so ist dieses Gedicht die innerste, reinste Essenz unseres Zeitalters, geschaffen aus dem, was die ganze Zeit in sich schloß, und selbst dem, womit sie schwanger war oder noch ist. Daher ist es ein wahrhaft mythologisches Gedicht zu nennen."

Dem gegenüber mag man wohl fragen, ob denn Göthes Faust vielleicht doch die Weltanschauung unseres Zeitalters repräsentiere? Schelling sieht eben die Träger des Zeitgeistes in der Masse. Wenn man die Antidiluvianer für die Repräsentanten der damals herrschenden Weltanschauung nimmt und Noes Familie ignoriert, kann man allerdings auch Faust als Repräsentanten des modernen Sinnens und Trachtens gelten lassen und diejenigen, die anders meinen, anders leben und streben, übersehen. Faust schwimmt auf den Zersetzungselementen des Zeitalters; die kranke Strömung, von der er sich tragen läßt und als deren Neptun er sich gebärdet, ist gegen die gesunden, festen und rettenden Elemente des Zeitalters gerichtet.

Indem Schelling Faust als mythologisches Gedicht bezeichnet, will er wohl sagen, Göthe habe die Faustsage zur Einkleidung der religiösen Anschauungen des Zeitalters verarbeitet, ähnlich, wie

die religiösen Ideen der Alten in ihren Mythen ausgedrückt sind. Dies ist insofern wahr, als Göthe dem Unglauben, dem Leichtsinne und den unsittlichen Wünschen der Masse im Faust Ausdruck gegeben hat, wenn auch die individuellen Ansichten, Liebhabereien, Träumereien und Fehden des Dichters in ihrer Besonderheit stark hervortreten.

Die Mythologie in Göthes Faust.

Göthe hat seinem Faust nicht wenig Mythisches einverleibt. Es ist dem Geiste und Charakter der Dichtung gemäß verändert.

Die Wahrnehmung, daß die Dichtung unter der Ethik der Alten steht, wird bestätigt durch Beobachtung der Art und Weise, wie der Dichter die alten Mythen behandelt hat. Er versucht es nicht, den Mythen eine sittlich-ideale Seite abzugewinnen, noch weniger mag er in denselben einen Hinweis auf das Christentum sehen, sondern mißbraucht dieselben zur Beschönigung des unethischen Faustschen Lebens und Strebens und zur Verunglimpfung der Sittlichkeit und des Glaubens. Zu diesem Zwecke hat er sich erlaubt, dieselben zu verstümmeln und zu verdrehen und ihres besten Gehaltes zu entleeren. Die mythischen Partien müssen sich, wie alle anderen, dem Tone und der Stimmung seines schwankenden, flachen und unethischen Naturalismus unterordnen.

Die Elementargeister.

Das Sittengesetz ist göttlich; die Befolgung desselben wird von Gott belohnt, die Übertretung bestraft. Von dieser Wahrheit hatten die Alten ein dämmerndes Bewußtsein; sie spricht sich in ihrem Glauben an Gottheiten und Geister aus, welche der Tugend Lohn und dem Laster Strafe angedeihen lassen, und ist der Kern von vielen ihrer Mythen. Eben gegen diesen Kern hat Göthe den elektrischen Strom der modernen Ideen dirigiert und ihn weggesengt. Faust übertritt das Sittengesetz; schreckende oder folternde Bilder weist der Dichter von ihm zurück, und von mythischen Gestalten läßt er nur solche mit ihm in Verkehr treten, die ihm gewogen und dienstfertig sind. Sie müssen ihm schmeicheln, ihn in seiner Herzensverhärtung bestärken und ihm den Anschein eines Götterfreundes geben.

Auf dem Blocksberge sieht Faust zu seiner Bestürzung etwas vor sich auftauchen wie ein Medusenhaupt mit den Zügen des verführten und im Elende sitzenden Gretchens. Mephistopheles hilft ihm über den Seelenschauer schnell hinweg, indem er sich über das Phantasma, das als Verkörperung der Gewissensbisse auftritt, lustig macht. Warum dieses machtlos drohende, grinsende Haupt fürchten? meint er; Medusa nehme es auf Verlangen auch unter den Arm; Perseus hab' es ihr ja abgeschlagen. Und Faust ist beruhigt.

Nach der Scene auf dem Brocken, die Fausts Untergang in Wollust andeutet, kommt bei ihm keine Reue auf, kein Schuldbewußtsein, sondern nur ein ästhetisches Mißbehagen; nicht das Gewissen, sondern der Geschmack reagiert, und Faust giebt seiner Stimmung Ausdruck, indem er mit Unmut dem Mephistopheles vorwirft, daß er ihn in abgeschmackten Zerstreuungen gewiegt und Gretchens wachsende Not verborgen habe.

Mit dem zweiten Teile der Dichtung beginnt ein neuer Abschnitt in Fausts Leben. Faust ist sittlich sehr tief gesunken, jämmerlich verkommen. Soll sein Lebensgang eine Wendung zum Besseren nehmen, so ließe sich erwarten, daß zunächst sein schuldbeladenes Gewissen erwache, daß in seiner von Lust entkräfteten Seele doch noch ein Funke von edelm Gefühle sich rege, und daß Reueschmerz

den Anfang einer menschenwürdigen Lebensführung bilde. Nichts von alledem. Faust ist auf blumigem Rasen gebettet, und Elfen singen und fächeln ihm Erquickung zu.

Göthe treibt Unfug mit den Naturgeistern des Volksglaubens, wenn er sie dazu auftreten läßt, einen Schuldigen in süßen und erquickenden Schlummer zu wiegen.

„Der Wind im Busch, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu",

wie Claudius sagt.

Trost und Erquickung bringen die Elfen nach der Volksanschauung wohl einem vom Unglücke getroffenen Unschuldigen, unter drückenden Verhältnissen Gebeugten, von Pflichterfüllung Ermüdeten oder Erkrankten, dem Arbeiter nach vollbrachtem Tagewerke, dem müden Wanderer, dem mit Schweiß und Wunden bedeckten Helden, auch dem, der gefehlt hat, wenn er von Herzen bereut und nach Erlösung ringt, nicht aber dem abgehausten Lüstlinge, dem Weichlinge, der ermattet von wüster Hatz aus dem Venusberge zurückkommt und sich erschöpft aufs Polster hinwirft in einer Verfassung, welche schließen läßt, daß er nach geschehener Erholung sein altes Lasterleben wieder aufnehmen würde, nur etwa mit mehr Berechnung, selbstsüchtiger Mäßigung und Vorsicht.

Die Stelle zu Anfang in Göthes Faust, wo sich Mephistopheles unter den Engeln einfindet und vom Herrn die Erlaubnis erhält, Faust zu versuchen, ist dem Buche Job entlehnt. Mit mehr Fug wäre eine Imitation aus demselben Buche zu Anfang des zweiten Teiles des Götheschen Poems angebracht. Statt Faust auf blumigem Rasen zu betten und von Elfen umsingen zu lassen, hätte der Dichter gut gethan, ihn auf einen Düngerhaufen zu versetzen, beschäftigt, sich gegen Insekten zu wehren und seine aussätzige Haut zu schaben. Die Hautkrankheit würde da nicht als ein unverschuldetes, prüfendes Verhängnis erscheinen, sondern als Folge seines Vorlebens und ganz wohl zum Naturalismus des Gedichtes stimmen.

Shakespeare hat den ethischen Sinn des Volksglaubens an Naturgeister wohl getroffen, indem er ihre Thätigkeit wohlthuend oder peinigend darstellt je nach dem Seelenzustande derjenigen, zu welchen sie kommen.

In der Scene, mit welcher „die lustigen Weiber von Windsor" abschließen, gerät Falstaff Feen und Elfen unter die Hände. Falstaff wähnte eben jene Magie zu besitzen, welche nach Göthe das Geheimnis von Fausts Zauberkünsten ausmacht, nämlich eine eminente Naturanlage, gehoben und verschönert durch überlegene Bildung, eine Ausstattung, die sich den Weibern gegenüber als unwidersteh-

licher Liebreiz äußern müsse. „Ich kenne keine andere Hexerei,“ sagt er, „als die Anziehungskraft meiner persönlichen Eigenschaften.“ Diesen Ritter Faust mit dem wüsten Sinne und dem bösen Gewissen läßt nun der britische Dramatiker um Mitternacht im Walde mit den Naturgeistern in Kontakt kommen. Falstaff wird bei ihrem Auftreten bestürzt und legt sich mit dem Gesichte auf den Boden; sie schweben mit brennenden Kerzen zu ihm heran, und es entwickelt sich folgende Scene:

„Satyr.

Gemeiner Wurm, verwahrlost schon im Werden!

Feenkönigin.

Bringt Prüfungsfeu'r an seine Fingerspitze;
Wenn keusch er ist, so fühlt er keine Hitze,
Die Flamme weicht zurück; doch zuckt er nur,
Zeigt die Verderbnis sich und Fleischnatur.

Satyr.

Kommt, prüft ihn! Ob dies Holz wohl Feuer fängt?

(Sie brennen ihn mit den Kerzen.)

Falstaff.

Au! au! au!

Feenkönigin.

Verdorben, sündig und in Lust versenkt!
Auf denn, ihr Feen, singt ein Spottgedicht,
Und wie ihr hüpft, im Takte kneift den Wicht!

Lied.

Pfui der sünd'gen Phantasei!
Pfui der Lust und Buhlerei!
Lust ist Feu'r in wildem Blut,
Angefacht durch üpp'gen Mut;
Genährt im Herzen; es wächst sein Rasen,
Wie d'rauf die Gedanken blasen.
Kneift ihn, Elfen, nach der Reih',
Kneift ihn für die Büberei;
Kneift ihn und brennt ihn und laßt ihn sich dreh'n,
Bis Kerzen und Sternlicht und Mondschein vergeh'n!*)
(Während dieses Gesanges kneifen die Elfen Falstaff.)"

Das ist die Serenade mit Fackelzug, welche die Elementargeister einem Lüstlinge bei Shakespeare darbringen.

Shakespeare geißelt, Göthe verherrlicht das Laster. Die ethische Grundlage, auf welcher Shakespeares Dramen aufgebaut sind, ist Ursache, daß

---

*) Fie on sinful fantasy!
Fie on lust and luxury!
Lust is but a bloody fire,
Kindled with unchaste desire,
Fed in heart; whose flames aspire,
As thoughts do blow them, higher and higher.
Pinch him, fairies, mutually;
Pinch him for his villany!
Pinch him and burn him and turn him about,
Till candles and starlight and moonshine be out!

sie den Zuschauer oder Leser tief befriedigen, harmonisch stimmen und erheben. Er hält sich an das ewige Sittengesetz, über welches sich keine Dichterlaune, keine Lyrik, keine Tendenz hinwegsetzen kann, ohne innerlich unwahr, verwerflich und verächtlich zu sein. Göthe verachtet diese Schranke; statt der unverrückbaren sittlichen Weltordnung figurieren bei ihm persönliche Liebhabereien, eine von keinem wahrhaft ethischen Gefühle geadelte Lyrik, sinnliche Stimmung, frivoler Geschmack. Auch den sinnigen Gebilden der germanischen Mythologie versucht er die ethische Bedeutung zu nehmen und ihnen seinen eigenen Odem einzublasen.

Im zweiten Teile des Faust, bei der Wanderung durch die pharsalischen Felder, kommen noch „die Kraniche des Ibikus" vor. Sie sind mit jenem mythologischen Geschmeiße vermengt, welchem Faust gleich anfangs den Rücken gekehrt hat, und mit welchem sich Kurzweil zu machen er dem Mephistopheles überläßt. Er selbst denkt an Helena, er geht auf Freiersfüßen und hat nicht Zeit und Lust, von Natur oder Sage sich eine moralische Lektion geben zu lassen.

Zoilothersites.

Nachdem sich Faust von den unbehaglichen Folgen der Bethätigung seines dunkeln Dranges nicht mehr belästigt und zu weiterer Bethätigung desselben gekräftigt und aufgelegt fühlt, spaziert er, von Mephistopheles geführt, in die kaiserliche Residenz, amüsiert sich da und amüsiert den Hof, und als maître des menus plaisirs, wie er in der einschlägigen Litteratur bezeichnet wird, veranstaltet er unter anderem einen großen Faschingszug. Der pompöse Aufzug macht den Eindruck des Abstrusen, Dunkeln und Schwerfälligen. Zu den deutlichsten und mit einer gewissen Glut von Leidenschaftlichkeit belebten Stellen des Mummenschanzes gehört jene, in welcher ein Mißvergnügter, ein Verächter des fait accompli, Namens Zoilothersites, vor den Augen der Zuschauer eine ganz erstaunliche Metamorphose durchmachen muß. Sit

venia verbo hybridi: Faust hat da ein Bravourstück der subtilsten Alchymie geliefert; er hat es verstanden, geistige Elemente zu kombinieren, in die Retorte zu zwängen und zusammen zu rütteln und aus derselben in frappanter Verkörperung hervorkommen zu lassen. Die in dunkler Werkstätte zustande gebrachte Konflation produziert er vor dem Hofe und läßt sie durch Applikation des Polizeistockes sich wieder in ihre konstitutiven Teile auflösen und in neue Gestalten verwandeln.

Lassen wir die Stelle mit einem Kommentare von Kuno Fischer folgen, der darüber schreibt, wie folgt: „Die Bilder in der Reihenfolge der Maskenaufzüge werden immer umfassender und bedeutsamer; eines der wichtigsten ist das Symbol des Staatslebens: ein wandelnder Koloß, auf dem Viktoria, „die Göttin aller Thätigkeiten“ thront, und den die Klugheit lenkt, er schreitet langsam und sicher vorwärts. In diesem Bilde erscheint eine Mißgestalt, ein Zwerg gegenüber dem Kolosse, ein Doppelzwerg, zusammengesetzt aus Zoilos, der den Homer, und aus Thersites, der den Achilles geschmäht hat, der Dichter nennt daher dieses Mißgeschöpf „Zoilothersites“: ein Sinnbild der neidischen und pöbelhaften Schmähsucht, wie sie sich im öffentlichen Leben kundgiebt.

Lassen wir diesen Zoilothersites zu Worte kommen, er schreit:

Hu! Hu! Da komm' ich eben recht,
Ich schelt euch allzusammen schlecht!
Doch was ich mir zum Ziel ersah,
Ist oben Frau Viktoria,
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dünkt sich wohl, sie sei ein Aar,
Und wo sie sich nur hingewandt,
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch wo was Rühmliches gelingt,
Es mich sogleich in Harnisch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad', das Grade schief,
Das ganz allein macht mich gesund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Hören wir auch, wie diesen Zwerg der Herold, der Wächter der öffentlichen Ordnung, behandelt, ähnlich wie einst Held Odysseus den Thersites:

So treffe Dich, Du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meisterstreich!
Da krümm' und winde Dich sogleich!
Wie sich die Doppelzwerggestalt
So schnell zum ekeln Klumpen ballt.
Doch Wunder! Klumpen wird zum Ei,
Das bläht sich auf und platzt entzwei;
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die and're schwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein,
Da möcht' ich nicht der Dritte sein.

„Was ist daran unverständlich?“ — fährt Kuno Fischer fort — „das Bild ist ad vivum, so treffend, daß es gegenwärtig ist, wie der heutige Tag! Gegen die deutsche Viktoria haben sich heutzutage die Ottern mit den Fledermäusen vereinigt, um in der Rolle des Zoilothersites zu wetteifern: Da paart sich, „was im Staube kriecht,“ mit dem, „was schwarz zur Decke fliegt.““

So weit Kuno Fischer. Ist seine Deutung richtig, so haben wir hier eine jener gehässigen Inscenierungen, mit welchen Göthe seinem Ingrimme gegen Priestertum und Kirche Luft macht. Wie dem auch ist, die Zumutung, der Viktoria zu huldigen, mit dem Beisatze, im Weigerungsfalle sich eine naturfromme Bastonade gefallen lassen zu müssen, ist lächerlich, so lange nicht klar ist, ob es sich um einen Sieg handelt, der auf erlaubte Weise gewonnen wurde und wahre Vorteile bringt; gerade dieses aber ist nach dem Geiste, der sich in der ganzen Dichtung manifestiert, nicht anzunehmen. Der ganze Auftritt riecht nach Hofschranzentum und Servilismus.

Die Phorkyaden und Galathea.

Göthes Faust wimmelt von Versuchen, Dogma, Kult, Verfassung und Disciplin der Kirche verächtlich zu machen, angefangen vom Gottes- und Trinitätsglauben bis zum Kirchenvermögen und dem Glockengeläute. Diese Glaubens- und Kirchenfeindlichkeit ist bald mit dem Scheine von Harmlosigkeit, bald mit der Miene sittlichen Ernstes und edler Entrüstung, durch mannigfache Sophistereien, fingierte Situationen und Auftritte, in bald düsteren, bald ironisch, bald komisch gehaltenen Bildern zu Ausdruck gebracht.

Der Glaube an Ein göttliches Wesen in drei Personen wird schon in der Hexenküchenscene als absurd hingestellt durch das läppische Hexeneinmaleins und die Erklärung dazu. Nachdem nämlich die Hexe einen arithmetischen Unsinn hergeschwätzt hat, bemerkt Mephistopheles:

„Ein vollkomm'ner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu:
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört;
Wer will sich mit den Narr'n befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Faust hat gegen diese Tirade keine Erwiderung.

Göthe sucht das erhabene Geheimnis, das, wie Möhler gegen Swedenborg bemerkt, von den Theologen der ersten christlichen Jahrhunderte gegen Riesen an Verstand siegreich verteidigt wurde, dessen Vernünftigkeit von Leibnitz hervorgehoben und nach ihm von Lessing zugegeben wurde, durch Entstellung, Spott und abgeschmackte Travestie ins Lächerliche zu ziehen. In diesem Sinne ist auch die Mythologie mißbraucht.

Hätte Göthe die Göttersagen der Alten ruhig und unbefangen geprüft, so hätte er einsehen müssen, daß sich darin zwar unsichere, aber kräftige Spuren des Trinitätsglaubens finden.

Aus der griechischen Mythologie ist hier zu bemerken das Orakel des Jupiter Serapis:

Πρῶτα θεὸς, μετέπειτα λόγος καὶ πνεῦμα σὺν αὐτοῖς
Σύμφυτα δὴ διὰ πάντα καὶ εἰς ἓν ἐόντα.

Triaden von Hauptgottheiten, deren Wesen und Wirken man sich in etwas analog dem der drei Personen der heiligsten Dreifaltigkeit vorstellte, finden sich in manchen Mythologien. So sind die höchsten Gottheiten der Inder Brahma, Krischna und Wischnu. In der skandinavisch-germanischen Mythologie sind die ältesten und vornehmsten, eng verbundenen und gemeinschaftlich wirkenden Asen Wodan, Willi und We. Die altdeutsche Fabel von der immergrünen Weltesche Yggdrasil, die mit drei Wurzeln aus drei verborgenen Seen ihr Leben saugt, verrät ein dunkles Bewußtsein vom geheimnisvollen Lebensverbande der Welt mit der dreipersönlichen Gottheit.

In den griechischen und lateinischen Mythen läßt sich freilich eine ähnliche Trias nicht leicht entdecken. Nun, Göthe hat ein Zerrbild gefunden, das er aufführt zur Lästerung nicht nur der christlichen Offenbarung, sondern auch aller der Menschheit sonst gestatteten Lichtblicke in die Tiefen der Natur, auf den Grund des Universums, in das allgegenwärtige Geheimnis.

Auf den pharsalischen Feldern begegnet Mephistopheles den Phorkyaden, den drei Scheusalen, die zusammen nur Ein Auge und Einen Zahn besitzen. Diese monströse Trias nun muß herhalten, um die Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit und die damit verknüpfte Entwicklung des kirchlichen Lebens zu verunglimpfen.

„Verehrteste, erlaubt mir, euch zu nah'n
Und eu'ren Segen dreifach zu empfah'n!"

so begrüßt sie Mephistopheles, und nach einigen Witzeleien, die unklar sind, aber immerhin die erwähnte Anzüglichkeit im Nebel erkennen lassen, borgt er selbst das Auge und den Zahn der Unholdinnen, macht sich so zu ihrem Abbilde und nimmt in dieser Maske, höchst wahrscheinlich als Repräsentant des Mittelalters, den Platz ein, welcher eigentlich nach Faustscher Anschauung der durch Helena repräsentierten antiken Schönheit gebührt. Er kauert als Phorkyade im vereinsamten Palaste des Menelaos, und die klassische Schönheit ist heimatslos, bis sie bei Faust, der plötzlich als Ritter der Renaissanceperiode erscheint, Anerkennung und Aufnahme findet.

Mit derselben Verachtung, wie über das Trinitätsdogma, setzt sich Göthe über das Kreuz hinweg. Er stellt es als ein Denkmal des Fanatismus und Symbol der Zerstörung dem Halbmonde an die Seite und bringt es, gleich diesem, wie eine Art düsterer, widriger und ohnmächtiger Vogelscheuche in Kontrast mit dem Walten der Liebesgöttin, wovon er ein heiteres, frisches und liebliches Bild zu zeichnen sich bemüht.

In der „klassischen Walpurgisnacht" zieht Galathea in einem von Psyllen und Marsen geleiteten Wagen auf dem Meere her, und diese singen:

„Wie in den ältesten Tagen
In still bewußtem Behagen
Bewahren wir Cypriens Wagen
Und führen beim Säuseln der Nächte
Durch liebliche Wellengeflechte
Unsichtbar dem neuen Geschlechte
Die lieblichste Tochter heran.
Wir leise geschäftigen scheuen
Weder Adler noch geflügelten Leuen;
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechselnd wegt und regt,
Sich vertreibt und totschlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, so fortan,
Bringen die lieblichste Herrin heran."

Dieser Gesang leidet an jener „senilen Sprachschnörkelei," welche selbst die Bewunderer des Faust an dessen zweitem Teile auszusetzen haben. Diese Abnahme des Stilgefühles und der plastischen Fertigkeit suchen sie zu beschönigen mit der Phrase, daß, „während der Dichter in Göthe unterging, der Weise in ihm aufstieg." Das ist zu bezweifeln. Weise war es gewiß nicht, hier, wo die griechische Mythologie offenbar als ein Bildungsmittel Fausts, das Studium derselben als ein Moment in seinem Läuterungsprozesse figuriert, nebenbei das Kreuz zu verunglimpfen. Die religiösen Anschauungen und Bräuche der Griechen, z. B. ihre Ansicht von der Notwendigkeit, die zürnenden Götter zu be-

sänftigen, Sühne zu leisten, Selbstbeherrschung zu üben, ihre vielen und verschiedenartigen Opfer und manche Züge in ihren Mythen weisen ernst auf das Kreuz hin. Faust, der tief gesunkene, hätte gerade diesen Hinweis aufgreifen und ihm folgen müssen, um die einzige Basis für eine ethische Läuterung zu gewinnen. Abgesehen von der historischen und heilsökonomischen Bedeutung des Kreuzes hätte Göthe als tragischer Dichter wenigstens die Symbolik desselben nicht verachten dürfen, die durch dasselbe gesinnbildeten ethischen Grundwahrheiten, von welchen selbst die alten Tragiker sich leiten ließen, und ohne deren Anwendung es nur eine Scheintragik giebt. Faust hat die sittliche Ordnung tief verletzt, aber er entgeht doch den Schlägen des Schicksals und lebt in Behaglichkeit fort; er verschmäht die Schule des Kreuzes und verehrt den Karren der Venus und wird dabei gerettet. Es fehlt die Tragik, welche die Gefühle, Leidenschaften und Anschauungen des Zuschauers zu läutern genügend wäre; statt derselben entfaltet sich subjektiver Geschmack, jenem ähnlich, der einst maßgebend war, als auf dem Kalvarienberge an der Stelle der Kreuzigung eine Statue der Venus aufgestellt wurde, die dort stand, als die heilige Kaiserin Helena zur Verehrung der heiligen Stätten nach Jerusalem kam.

Welche ergreifende Wendung hätte Göthe seiner

Dichtung geben können, nachdem er doch einmal die Faustsage sehr frei behandelt hat, wenn dem verwegenen Totenbeschwörer statt der griechischen Helena, der Repräsentantin verführischer Sinnlichkeit, unerwartet die römische Helena mit dem Kreuze entgegenträte! Allein die antichristliche Tendenz des Stückes, wie Göthe es behandelt hat, schloß dergleichen aus.

Fausts Vermählung mit Helena.

Göthes Faust zeigt in seinen beiden Teilen manche sich entsprechende Partien. So steht der Verführung Gretchens und der Walpurgisnacht auf dem Blocksberge die klassische Walpurgisnacht auf den pharsalischen Feldern und Fausts Vermählung mit Helena in symmetrischer Anordnung gegenüber. Wie im ersten Teile die Verführung Gretchens den Mittelpunkt bildet, so nimmt im zweiten Teile die Vermählung mit Helena den vornehmsten Platz ein; sie steht der äußeren Ökonomie des Stückes und wohl auch der Bedeutung nach, welche der Dichter ihr beilegte, in der Mitte. Die Kongruenz wäre vollkommen, wenn mit dem äußeren Parallelismus ein innerer verbunden wäre, wenn nämlich die Buhlereien, deren sich Faust schuldig gemacht hat, durch seine allegorische Werbung und

Vermählung ausgeglichen würden. Allein die Erfüllung einer ethischen Forderung vermißt man.

Fausts Vermählung mit Helena wird von langer Hand vorbereitet. Als er das erotische Gebräu der Hexe eingenommen hat und wieder hingehen will an den Zauberspiegel, wo er das Weib gesehen hat, drängt ihn Mephistopheles zum Fortgehen und sagt:

„Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe."

Faust läuft nun Weibern nach, verbindet sich aber mit keiner durch eine Ehe. Es passen auf ihn die Verse Byrons:

„Dir ist die Liebe Wollust, Freundschaft Lug,
Dein Lächeln Heuchelei, Dein Wort Betrug."

Am Hofe des Kaisers erscheint Helena leibhaftig vor Faust. Als der Zauberer von seinem Gange zu den Müttern zurückgekommen ist, den er als Schreckensgang bezeichnet, citiert er Paris und Helena vor den versammelten Hofleuten. Helenas Erscheinung macht auf den Beschwörer selbst einen so hinreißenden Eindruck, daß er ihr zuruft:

„Hab' ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle, vollen Stroms ergossen?
Mein Schreckensgang bringt seligsten Gewinn,
Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen!

Was ist sie nun seit meiner Priesterschaft!
Erst wünschenswert, gegründet, dauerhaft!
Verschwinde mir des Lebens Atemkraft,
Wenn ich mich je von Dir zurückgewöhne!
Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
In Zauberspiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild solcher Schöne!
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle."

Faust faßt Helenen an, ihre Gestalt trübt sich, es folgt eine Explosion, Faust liegt am Boden.

Die Scene hat auffallende Ähnlichkeit mit Vorgängen, welche Swedenborg beobachtet haben will. Nach seinen Aussagen über die Geisterwelt, wird dort die Bibel im Innersten der Tempel in heiligen Kästen aufbewahrt; sie leuchtet und verbreitet wunderbaren Glanz, und diejenigen, die sie berühren, werden von strahlendem Lichte umgeben; blickt aber jemand, der in Irrtümern verstrickt ist, in den heiligen Kasten hinein, dann werden seine Augen von tiefer Finsternis umwölkt; berührt er gar das Wort, so erfolgt eine Explosion und wirft ihn in eine Ecke des Zimmers (in a corner of the room). So berichtet Möhler.

Bald nach der ersten, aller Ethik baren Begegnung stattet Faust dem Gegenstande seiner Zuneigung im Schattenreiche einen Besuch ab. Für diese Gelegenheit hat Göthe eine große, mythologische

Ausstellung veranstaltet, um das Terrain zu zieren, auf welchem sich der Freier mit seinem unzertrennlichen Gefährten einfindet. Faust erfragt den Weg zu Helena; sie ist ihm die Verkörperung des klassisch Schönen, der Inbegriff dessen, was er im Hellenentume schätzt; er wagt sich in ihre Behausung im Hades unter dem Olympe. Mephistopheles bleibt in der Ferne zurück und unterhält sich mit häßlichen mythischen Gebilden, wie Sphynxen, Greifen, Phorkyaden.

In dem breiten Akte, der sich auf den pharsalischen Feldern abspielt, ist eine ethiklose und darum ganz oberflächliche Ästhetik, sowie seichte, einseitige und falsche Wissenschaftlichkeit die Richtschnur, mit welcher Wert und Unwert mythologischer Materien bemessen wird.

Auf den Freiersgang folgt die Vermählungsfeier. Hier wie dort ist vieles barocke Mummerei, vieles überdies wie mit einem matt glitzernden Dunst- und Nebelschleier umzogen, und man gewinnt schwerlich einen klaren Einblick. Allein so viel läßt die Hochzeitsphantasmagorie erkennen, daß sie in Fausts Lebensgang eine gründliche Läuterung oder gar den Höhepunkt menschlicher Läuterung nicht bezeichnen kann.

Ritter Faust hat die einst viel umworbene, jetzt vereinsamte Prinzessin auf sein Schloß geführt; sie schäkern und tändeln miteinander vor

den Augen des Volkes, und bald ergötzen sie sich an den drolligen Sprüngen ihres Söhnleins Euphorion, nach dem Sprossen des Achilles so genannt; nach Göthes Aussage soll der Kleine Lord Byron vorstellen. Am Schlusse verschwindet Euphorion in der Höhe, und Helenas Schatten sinkt in die Unterwelt zurück. Faust erbt Helenas Mantel.

Die Heirat mit dem daran geknüpften Vermächtnisse kann keine sittliche Katharsis, sondern nur eine Art ungegründete ästhetische Raffinierung und äußerliche Zierung ausdrücken. Fausts eigentliches Übel wird damit nicht hinweggenommen, seine Schuld nicht gesühnt; zwischen Schuld und ästhetischer Verfeinerung besteht ja kein ausgleichendes Verhältnis. Die Widernatürlichkeit des Restaurationsversuches ist leicht ersichtlich: Faust hat ethisch gefehlt und will sich ästhetisch rechtfertigen. Er gleicht einem geistesschwachen und herzleidenden Gecken, der sich für höchst intelligent und kerngesund ausgiebt, nachdem er sich mit Rus aus dem Schlote eines antiken Palastes seine grauen Haare schwarz hat färben lassen. Faust trägt Begeisterung für das Schöne zur Schau, allein es zeigt sich allenthalben, daß er unter der Hülle des Schönen das sittlich Gute nicht sucht. Seine Hingabe an die Schönheit, die er in Helena verkörpert sieht, ist auch nicht geeignet, ihm etwa, ungesucht, sittliche Impulse zu geben. Die leichtfertige Helena ist ja

ein oberflächliches, faules, mephistophelisches Schönheitsideal, und die Weise, wie der Dichter Fausts Umgang mit ihr zeichnet, ist nicht nur ethiklos, sondern ethikwidrig. In den zur Schau gestellten Liebeständeleien sieht Friedrich Vischer grobe Verletzungen des Schamgefühles, welche die Alten nicht gewagt hätten.

Faust ist innerlich noch derselbe, der er früher gewesen; seine groben, eben so lieb- und treulosen als schändlichen Ausschreitungen sind nicht bereut, nicht gesühnt, selbst äußerlich nicht gut gemacht; allein er hat sich die feinsten Formen angeeignet, er ist mit dem klassisch eleganten Mantel Helenas bedeckt, und ist also pharisäisch gerechtfertigt und wird als ein genialer Mann bewundert, der den Zenit seiner Läuterung erreicht hat, der auf der Höhe der Bildung steht.

Eine so oberflächliche Verfeinerung, einen gleißnerischen Firnis für den Gipfel menschlicher Vervollkommnung zu halten und darin eine Sühne für sittliche Ausschweifungen und ein Wiedergutmachen begangener Fehler, die auch für andere die schlimmsten Folgen hatten, zu sehen, das ist gewiß den Alten nicht eingefallen. Ein griechischer Tragiker hätte wohl Faust durch Elend und Schande hindurchgehen lassen und hätte statt der Helena etwa die Nemesis oder die Erinnyen gegen ihn aufgeboten.

Noch einmal die Elementargeister.

Nicht lange nach der Vermählung mit Helena läßt Göthe seinen Faust noch einmal mit den Elementargeistern in Beziehung kommen und zwar diesmal als deren Gebieter. Faust steht dem alten Kaiser bei im Kriege gegen den Gegenkaiser, den die vom Klerus ermunterten Rebellen durchzusetzen suchen. Eine Befehlshaberstelle lehnt der Zauberer ab mit den Worten:

„Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen, wo ich nichts verstehe";

allein die ihm zu Gebote stehende Magie führt er ins Treffen. Durch Mephistopheles läßt er die Wassergeister rufen, welche durch täuschende Gaukelei im feindlichen Heere die Vorstellung hervorrufen, als ob ihm von der Berglehne herab dichte Wassermassen entgegenströmten. Das „Gezwergvolk" muß Feuer beibringen und die Feinde durch grellen

Wechsel von dichter Finsternis und blendendem Lichte belästigen. Die Luft steht gleichfalls zu Diensten, denn alte Waffenrüstungen, die aufgestellt sind und zum Schrecken der Feinde wie gepanzerte mittelalterliche Ritter dastehen, werden vom Winde gegeneinander geklappt, als wären es lebendige, kampfesmutige Streiter, die sich zum Aufbruche und Angriffe regten.

Die Scene krankt wieder an innerer Unwahrscheinlichkeit. Die schwarze Magie hat Göthe durchweg als Hokuspokus behandelt. Dies wird von der Kritik des Götheschen Faust allgemein zugegeben und erklärt sich daraus, daß Göthe die Existenz von Teufeln nicht anerkennt. Im Faust selbst sucht er die Annahme von bösen Geistern und besonders, wie schon erwähnt, die Lehre des heiligen Paulus von „den Geistern der Bosheit in der Luft“ ins Lächerliche zu ziehen. Ohne Zweifel war demnach Göthe selbst nicht der Meinung, daß die erwähnten Wasser-, Feuer- und Luftblendwerke durch den Dienst böser Geister zustande kommen konnten. Einer Gaukelei aber, die er für unmöglich hielt, durfte er doch wohl keinen Einfluß auf einen realen Vorgang beilegen, als welchen er den Krieg zwischen Kaiser und Gegenkaiser gezeichnet hat. Im ersten Teile des Faust mag man sich noch den Hokuspokus gefallen lassen,

wo er entweder als bloße amüsante Zauberposse behandelt ist, ohne den Verlauf des Dramas zu beeinflussen, wie der Faßritt aus dem Auerbachskeller; oder als Allegorie einen Gedanken veranschaulicht, wie die Herausbeschwörung des Mephistopheles, der „Spottgeburt von Dreck und Feuer" aus dem Hunde, und der Liebestrank, den Faust in der Hexenküche einnimmt, ehe er zur Verführung Gretchens und zu den Orgien auf dem Blocksberge taumelt. Das Possenhafte durfte auch eher in der Lebensperiode des Faust eine Rolle spielen, welche der erste Teil des Gedichtes darstellt; gegen Ende des zweiten Teiles aber stimmt der Hokuspokus nicht zu dem Lebensernste, den Faust sich hier angeeignet haben müßte.

Wollte aber Göthe etwa durch das Phantasiestück der Elementargeisterbeschwörung andeuten, daß Faust selbst den Elementen gebiete, so ist es eine absurde Fiktion, denn was seinen ethischen Zustand betrifft, und darauf kommt es hier vor allem an, steht er unter dem Niveau der Gewöhnlichkeit.

Bei Shakespeare (in Heinrich IV.) hält sich Glendower für ein Wunderkind und rühmt sich:

„Ich rufe Geister aus der wüsten Tiefe!"

Percy erwidert ihm:

„Nun ja, das kann ich auch, das kann ein jeder.
Doch kommen sie, wenn Ihr nach ihnen ruft?"

Dergleichen Ironie könnte füglich der nächste beste Spießbürger dem Götheschen Faust entgegenhalten.

Göthe begnügt sich jedoch nicht, die Scene, die uns beschäftigt, einfach darzustellen, sondern giebt auch eine Art Erklärung dazu, welche zeigt, wie er beflissen war, die letzten Funken seiner verglimmenden Dichterkraft gegen die Kirche zu blasen. Das Eingreifen der Elemente in den Gang des Krieges, will Göthe zu verstehen geben, war ein bloßes Naturspiel. Der Kaiser ist aufgeklärt genug, dies einzusehen. Nach beendigtem Kriege sagt er:

„Hat sich in unsern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut:
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felsenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die uns're Brust erhöh'n, des Feindes Brust verengen."

Faust selbst erklärt das, was man Zauberei nennt, für bloß natürliche Kraftentwickelung. Zauberei ist ihm Chimäre, alles ist Natur. Ehe er die Naturgeister von Mephistopheles citieren läßt, bei Beginn des Krieges, macht er dem Kaiser eine kleine Auseinandersetzung über das subtile Wirken der Natur im Inneren der Berge und schließt seine Erörterung mit den Worten:

„Groß sind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur so übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfsinn schilt es Zauberei."

Faust hätte doch wissen sollen, wie die Kirche wunderbare Vorkommnisse zu beurteilen pflegt. Es sei nur an das Verfahren bei Selig- und Heiligsprechungen erinnert, wo aufs sorgfältigste erst die Wahrheit des Thatbestandes ermittelt und der Sachverhalt klar gelegt und dann untersucht wird, ob es ein wunderbares Begebnis, ein göttliches Wunder oder eine Wirkung natürlicher Kräfte oder ein teuflisches Blendwerk sei. An diese Dreiteilung hält man sich; da wird nicht konfundiert; die subtilste Kritik, die feinste Distinktion ermöglicht es, Charakter und Ursprung der Thatsache festzustellen.

Faust hat sich, gleich als er zum ersten Male auftrat, gerühmt, er habe „Theologie durchaus studiert mit heißem Bemüh'n" und kennt die Lehre der Kirche so wenig in einem Stücke, das für ihn ein besonderes Interesse haben mußte, da er sich „der Magie ergeben". Jung Fäustchen hat wohl mit seinem gründlichen Studium nur eitel geprahlt; im Alter zeigt er Ignoranz und, was noch trauriger ist, Leidenschaftlichkeit und schreiende Ungerechtigkeit, indem er durch einen derben Spruch mit der Konfusion wohl zu unterscheidender Dinge, die ihm selbst eigen ist, das kirchliche Lehramt bemakeln will.

Da haben wir die Thorheit, die über der Tüchtigkeit mit der Miene des Gelehrten zu Gerichte

sitzt (folly doctor-like controllingskill), wie Shakespeare in einem Sonette sagt.

An den Vorwurf des Stumpfsinnes reiht Göthe andere Ausfälle gegen die Kirche, und zwar gegen Papsttum und Episkopat.

Das Papsttum wird beschuldigt, daß es große Männer verfolge, weil es das Außergewöhnliche, das sie kraft ihrer Genialität leisten, für Zauberei halte. Für die besten Männer lasse Rom Scheiterhaufen bereiten. Faust, der eben nahe daran ist, die Elemente in den Kampf zu rufen, stellt sich dem Kaiser als Abgesandten eines solchen Genies vor, das der „römische Fanatismus" sich als Opfer ausersehen, und das nur durch des Kaisers kräftiges Einschreiten dem Feuertode entgangen sei. Faust sagt zum Kaiser:

„Der Nekromant von Norcia, der Sabiner,
Ist Dein getreuer, ehrenhafter Diener.
Welch greulich Schicksal droht' ihm ungeheuer,
Das Reisig prasselte, schon züngelte das Feuer;
Die trock'nen Scheite, rings umher verschränkt,
Mit Pech und Schwefelruten untermengt;
Nicht Mensch, noch Gott, noch Teufel konnte retten;
Die Majestät zersprengte glühende Ketten.
Dort war's in Rom. Er bleibt Dir hoch verpflichtet,
Auf Deinen Gang in Sorge stets gerichtet;
Von jener Stund' an ganz vergaß er sich,
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für Dich,
Er trug uns auf, als eiligstes Geschäfte,
Bei Dir zu steh'n."

Faust erscheint da auf einmal als Alliierter und Abgeordneter des „Nekromanten von Norcia", der mit Rom auf höchst gespanntem Fuße steht. Ein altes Faustbuch hingegen läßt ihn an der Universität zu Ingolstadt Studien machen, wo er in allerlei Aberglauben eingeweiht worden sei. Dieses Faustbuch freilich läßt den Zauberer, den Zögling einer katholischen Hochschule, zur Hölle fahren, und Göthe, der seinen Faust gerettet werden läßt, setzt ihn vorher in schärfste Opposition zur katholischen Kirche. Hier wie dort antikatholische Tendenz. Und nun begegnet man hin und wieder in der Faustlitteratur der Ansicht, Göthe lasse seinen Faust protestantisch beginnen und katholisch enden. Wer Göthes Faust im Zusammenhange auffaßt und den Katholicismus kennt, muß anders urteilen. Göthe will ja deutlich zu verstehen geben, daß die katholische Kirche für einen Mann wie Faust Verdammungsurteile und Scheiterhaufen bereit habe, und daß also die Verhimmelung, mit welcher die Dichtung abschließt, unermeßlich verschieden sei von einer kirchlichen Kanonisation. Faust haßt die Kirche, und die Kirche ihrerseits muß seine Weltanschauung verwerfen, seine Aufführung, sein Streben und Wirken verurteilen; allein er wird doch im Jenseits einer herrlichen Krone teilhaftig, und während er hier nicht mit der streitenden Kirche kämpfte, sondern gegen sie, reiht ihn der

Dichter drüben der triumphierenden Kirche ein als ein hervorragendes Mitglied. Ist das ein boshaftes Phantasiestück!

Bemerkt mag noch die fernere Wendung werden, welche Göthe der Elementargeisterscene giebt. Nachdem der Gegenkaiser besiegt ist, kommt der Erzbischof, giebt dem Kaiser einen Verweis, daß er sich im Kriege der Zauberkünste Fausts bedient habe, und verlangt ein beträchtliches Stück Grund und Boden mit allerlei Beisteuer und Gerechtsamen für die Kirche zur Sühne des Frevels. Auch die Landstrecke am Meere, die Faust für seine Dienste erhalten, die er aber erst dem Meere abzuringen hat, soll der Kirche zinsbar werden. — Demgemäß sieht der alternde Faust, den man sich nach Göthe als ruheliebend, die Rebellion hassend, gemeinnützlich wirkend und nahezu reif zur Himmelfahrt vorstellen soll, seinen ärgsten Widersacher und leidigsten Störefried im „Erzbischof“.

Es zeigt sich hier wieder jener Haß gegen Kirche und Hierarchie, der einen beträchtlichen Teil im ethisch ungehechelten Gewebe der ganzen Dichtung bildet. Insofern hat Göthes Faust eine gewisse innere Konsequenz und Wahrheit, denn mit einem durch Liederlichkeit in die Tiefe gezogenen und nie wieder zur Höhe der sittlichen Ordnung emporgebrachten Dasein geht der Haß gegen das Priestertum Hand in Hand; eine Thatsache, die

metaphysisch erklärlich ist und durch die Erfahrung bestätigt wird. Nicht nur durch die traurige Biographie einzelner läßt sich diese Wahrheit illustrieren, sondern durch die Bestrebungen und das Wirken ganzer Zeitalter, in welchen es einerseits an Mut und gutem Willen fehlt, die Sinnlichkeit zu überwinden; und andererseits mit Dreistigkeit und Trotz die Kirche verfolgt wird hinter dem Aushängeschilde der „Humanität“.

Philemon und Baucis.

Faust hat, wie erwähnt, ein Stück Küstenland erhalten. Er sucht nun mit Hilfe des Mephistopheles dem Meere Land abzugewinnen und für ein neues Geschlecht wohnlich herzurichten. Das Unternehmen geht glücklich von statten, aber er wird desselben zunächst nicht recht froh wegen verdrießlicher Nachbarschaft, die er beseitigt haben will, um seine Kulturarbeit vollenden und sich derselben freuen zu können.

Philemon und Baucis, zwei gottesfürchtige und gastfreundliche Alte, haben in der Nähe ein zwischen Linden gelegenes Anwesen mit einer Kapelle. Sie sind Faust unbequeme Nachbarn. Namentlich das Läuten in ihrer Kapelle ist ihm in hohem Grade zuwider. Er klagt sein Mißbehagen dem Mephistopheles:

„Dir Vielgewandtem muß ich's sagen,
Mir giebt's im Herzen Stich um Stich;
Mir ist's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, schäm' ich mich.
Die Alten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz;
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu seh'n, was alles ich gethan,
Zu überschau'n mit Einem Blick
Des Menschengeistes Meisterstück,
Bethätigend mit klugem Sinn
Der Völker breiten Wohngewinn. —
So sind am härt'sten wir gequält,
Im Reichtum fühlend, was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich, wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willenskür
Bricht sich an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüte!
Das Glöcklein läutet, und ich wüte."

Seltsam ist es, daß Faust die Linden sich zum Wohnsitze wünscht, ja wie ein Laubfrosch darin auf- und absteigen möchte, während er doch gleich darauf sagt, daß er den Lindenduft nicht verträgt.

Nicht auffallend ist es, daß Faust wütet, wenn er das Glöcklein läuten hört; was der Glockenklang

bedeutet, das steht ja gerade im Widerspruche mit seinem aufs Weltliche beschränkten Streben.

Mephistopheles zeigt freundschaftliches Verständnis für Fausts Mißbehagen. Er entgegnet:

„Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben Dir vergällen muß.
Wer leugnet's! Jedem edeln Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Mischt sich in jegliches Begebnis,
Vom ersten Bad bis zum Begräbnis,
Als wäre zwischen Bim und Baum
Das Leben ein verscholl'ner Traum."

Es ist nicht zu verwundern, daß Mephistopheles das Glockengeläute unausstehlich findet, hat ihn ja Faust ursprünglich aus der Hundsgestalt herausbeschworen. Er war des unheimlichen Pudels Kern. Faust will, daß Philemon und Baucis ihren bisherigen Wohnsitz verlassen und sich an einem Platze ansiedeln, den er ihnen bestimmt hat. Die Alten zögern, den Tausch einzugehen; sie ahnen aber, daß der gewaltige parvenu in ihrer Nachbarschaft auf seiner Forderung bestehen, und daß es zu einer verhängnisvollen Katastrophe kommen wird. Indes vertrösten sie sich auf die Vorsehung. Philemon sagt:

„Laßt uns zur Kapelle treten,
Letzten Sonnenblick zu schau'n;
Laßt uns läuten, knieen, beten
Und dem alten Gott vertrau'n!"

Bald kommt aber Mephistopheles und brennt ihnen Haus und Hof, Linden und Kapelle ab. Philemon und Baucis nebst dem „Wanderer", ihrem Gaste, gehen mit unter.

Faust atmet aber noch nicht frei; der Sumpf in der Nähe macht ihm noch Beschwerde. Er klagt dem Mephistopheles:

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errung'ne!
Den faulen Pfuhl auch abzuzieh'n,
Das letzte wär' das Höchsterrung'ne."

Die Stelle bezieht sich höchst wahrscheinlich auf jenen Platz, den der Kaiser nach dem Kriege dem Erzbischofe als Heiligtum überlassen hat. — Faust spricht diese Worte im höchsten Alter; sie sind der Anfang seines Schwanengesanges. Er drückt noch seine höchste Freude darüber aus, daß er einen freien Platz hergestellt hat, auf welchem ein „freies" Volk wohnen soll, woran nur zu denken ihn glückselig macht, und sinkt dann tot nieder. Das ist das Finale der wunderlichen Karriere des Götheschen Faust. Von der Generation, die auf der Fläche erblühen soll, welche Faust durch angestrengte

Kulturarbeit wohnlich herzurichten suchte, ist anzunehmen, daß sie ihrem Stifter gleichen wird; es wird also ein schales, ethisch konfuses und seichtes Schwindlervölkchen werden, eben so armselig als hochmütig, eine Rasse ohne sittlichen Adel und ohne sittliches Streben, dabei voll pharisäischen Dünkels, die den Spiegel „Sumpf" schimpft, weil er ihr ihre eigene Physiognomie vorhält.

Die swedenborgianisierende Schlußscene.

Der sterbend hinsinkende Faust wird gefaßt von den Lemuren, die den Leichnam bestatten.

Die Lemuren sind die von den alten Römern gefürchteten Poltergeister, die sich nach ihrer Vorstellung neben den Laren und Penaten in Häusern und Tempeln einzunisten suchten, und zu deren Vertreibung und Fernhaltung während der „Lemuralien" mitternächtlicherweile abergläubische Ceremonien angewandt wurden.

Das Auftreten der Lemuren erscheint wie der Übergang zu dem swedenborgianischen Geistergeflunker, das nun folgt.

Hat Göthe wirklich von Swedenborg entlehnt, oder ist die Übereinstimmung zufällig?

Unwahrscheinlich ist es nicht, daß Göthe Swedenborgs Schriften kannte und las. Eine Neigung zum Mystischen, die ihn in Straßburg zur Lektüre von

der „Nachfolge Christi“ und den Schriften Taulers hinzog, mochte auch sein Interesse für den rätselhaften schwedischen Visionär erregen.

Swedenborg schließt in seinem neuen Religionssysteme, das er mit Schrift und Tradition zu stützen sucht, drei eng zusammenhängende Fundamentaldogmen aus, nämlich die von der Trinität, vom Mittleramte Jesu Christi und von der Erbsünde. Gekehrt war sein System zunächst gegen Luthers Lehre von der Wertlosigkeit guter Werke. Bei der Bekämpfung dieses Irrtums ging er so weit, daß er den guten Werken Verdienstlichkeit für das ewige Leben zuschrieb, ohne daß sie mit dem Erlösungswerke Christi vereinigt zu werden brauchten. Weitergehend leugnete nun Swedenborg die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung und dem Mittleramte Christi. Von da aus wendete er sich gegen die Dogmen von der Erbsünde und von der Trinität. Wie Christus nicht stellvertretend für die gesamte Menschheit genuggethan habe, so sei Adam bei der ihm auferlegten Prüfung nicht Repräsentant all seiner Nachkommen gewesen und seine Schuld keine erbliche. Auf die Lehre vom Mittleramte Christi sei man gekommen infolge einer falschen Ansicht von der Gottheit. Nachdem man drei Personen in Gott angenommen, habe man jeder ein besonderes Amt und Geschäft zugedacht, sich den Vater als den Beleidigten und den Sohn als

den Versöhner vorgestellt. Die Annahme eines dreipersönlichen Gottes, bemerkt Swedenborg, sei der allerverwerflichste Irrtum. Ein Engel habe ihm gesagt, wer sich zu diesem Glauben bekenne, der gleiche einer steinernen Bildsäule, in deren Inneren der Teufel wohne, und aus deren Mund er spreche.

Die Übereinstimmung des Götheschen Faust mit diesen Verneinungen von Offenbarungswahrheiten ergiebt sich aus dem naturalistischen Aberglauben, der dem Gedichte zu Grunde liegt.

Nebstdem begegnen wir aber auffälligen Übereinstimmungen, die veranlaßt werden mochten durch eine Eigentümlichkeit Swedenborgs, welche einen Vergleich mit dem Faust der Volkssage zuläßt. Nach der Sage stand Faust in besonderem Verkehre mit bösen Geistern und Verstorbenen, ließ er vor den Studenten in Erfurt die Heldengestalten Homers erscheinen und beschwor am Hofe Karls V. zu Innsbruck Alexander den Großen nebst seiner Gemahlin Roxane. Diesen außergewöhnlichen Verkehr mit der jenseitigen Welt dachte man sich bedingt durch den Bund mit dem Teufel. Von Swedenborg wird erzählt, er habe Seelen von Verstorbenen gesehen und beobachtet, habe mit Engeln und Verstorbenen intimen Umgang gepflogen. Eines Tages kam er, wie Ludwig Clarus in der Beschreibung seiner schwedischen Reise berichtet,

aus seinem Zimmer, wo man ihn laut hatte sprechen hören, und sagte, er habe eben einen Besuch von Virgil gehabt; es sei sehr angenehm, sich mit dem Manne zu unterhalten; er spreche ein so schönes Latein. Nach den Berichten Swedenborgs war sein vorgeblicher Verkehr mit der jenseitigen Welt ein spontaner, ein göttliches Geschenk, grundverschieden von der Kunst des Erzzauberers Faust, der auf verbotenen Umwegen und frevelhaft sich in Beziehungen mit dem Jenseits setzte. Dies ist der wesentliche Unterschied.

Die Beziehungen des Götheschen Faust zu Geistern und Verstorbenen sind größtenteils allegorisch zu nehmen, wie seine Beschwörung und Ehelichung der Helena. Die Stelle in „Wald und Höhle", wo ihm beim Mondscheine „von Felsenwänden, aus dem feuchten Busche der Vorwelt silberne Gestalten aufschweben", soll wohl bloß sagen, daß seine rege Phantasie ihm solche Bilder vorgaukelte, die mit seiner Geistesrichtung und Stimmung harmonierten. Die Hauptähnlichkeit des Götheschen Faust mit den Schriften Swedenborgs liegt darin, daß vom Jenseits ein willkürliches, phantastisches, stückweise richtiges, im ganzen aber falsches Bild entworfen wird.

Wie ist nun die Schlußscene zu nehmen, die ganz im Jenseits spielt? Nach Herrn Friedrich Vischer hat Göthe den „christlichen Mythus" benützt,

um Fausts Rettung zu veranschaulichen. Wie Göthe selbst das Elysium auffaßte, in welches er seinen Faust einziehen läßt, ob einfach als fingiertes Veranschaulichungsmittel von Fausts Rettung, oder ob er ihm irgend eine Realität beilegte, möchte schwer festzustellen sein.

Es ist leicht ersichtlich, daß Göthe das Jenseits nicht so nahm, wie es uns im Lichte des Glaubens vorschwebt. Der Heiland, welchen die Büßerinnen erwähnen, erscheint nicht als der Gekreuzigte, der durch seinen Tod das Böse überwunden hat, sondern etwa als der liebenswürdige, „predigend reisende" Rabbi aus Galiläa. Manche Stellen sind recht sinnig und schön, wie einzelne Verse auf die Mater gloriosa; es sind liebliche Reflexe der christlichen Anschauung. Allein im ganzen ist das Bild mit Willkür behandelt, ist naturalistisch gefärbt und steht vielfach im Widerspruche mit der christlichen Ethik und Eschatologie, und stimmt so überein mit Swedenborgs wunderlichen Mitteilungen über die andere Welt.

Die Mischung von Wahrem und Falschem geben dem Ganzen eine mythische Färbung. Als die Lemuren, die Spukgeister des lateinischen Polytheismus, den tot umsinkenden Faust im Sande gebettet haben, kommen die „Dickteufel vom kurzen, geraden Horn" und die „Dürrteufel vom langen, krummen Horn", welche unter Mephistopheles'

Anleitung auf Fausts „Seelchen, Psyche mit den Flügeln“ fahnden. Allein Engelchöre nahen sich mit Gesang, streuen Rosen und tragen sein „Unsterbliches“ in die Höhe, wo Gretchen seiner harrt.

Es ist Willkür, daß Göthe seinen Faust in den christlichen Himmel gelangen läßt. Es möchte schwer zu entscheiden sein, ob der Faust der Volkssage oder der Göthes eine qualvollere Hölle verdient habe. In einem Faustdrama aus der Periode vor Gottsched singt der Nachtwächter:

„Hört ihr Herr'n und laßt euch sagen:
Die Uhr hat elf geschlagen.
Bewahrt das Feuer und die Kohlen!
Den Doktor Faust wird bald der Teufel holen.“

Was da der für die öffentliche Sicherheit sorgende Mann mit Humor verkündet, fand Anklang im Gewissen und Rechtsbewußtsein des Volkes. Die Welt des Götheschen Faust aber ist so schlecht bestellt, daß sich keine Polizei findet, um sein gesetzwidriges Eindringen in den Himmel zu verhindern. Er hat während seines Erdenwallens das Böse in sich nicht überwunden, hat Not und Tod verbreitet, hat den Glauben verflucht, hat sich nicht um Gebrauch der Gnadenmittel und Befolgung der Gebote des Christentums gekümmert, er hat den Weg zum Himmel nicht betreten und kommt doch hinein! Abgesehen vom Hohne auf

Christentum und Kirche, der hierin liegt, ist es gegen die Gesetze der Harmonie, der Proportion, der Konsequenz, an welche jeder Dichter sich strenge zu halten hat. In den Olymp durfte Göthe seinen Faust auch nicht kommen lassen, da dessen Leben den ethischen Forderungen der Alten nicht entsprach. Passender wäre wohl der Schluß, wenn Faust in die Unterwelt zu seiner Helena versetzt würde. Die ernste und gesunde Seite der religiösen Anschauungen der Alten, sowie das Christentum seiner historischen Gestaltung und Erscheinung und noch mehr seinem Geiste nach war ihm ja stets in der Seele zuwider.

Die Disproportion zwischen Fausts Leben und seinem Lose im Jenseits wird allerdings dadurch gemildert, daß der Himmel eben nicht so dargestellt ist, wie er der Offenbarung und den Forderungen des Sittengesetzes entspricht, sondern ein willkürliches Bild davon gezeichnet ist. Engelchöre, Selige und Heilige, besonders Büßerinnen, darunter Gretchen, und an der Spitze die »Mater gloriosa« feiern Fausts Ankunft. In dieser Schar fehlen zwei Klassen von Heiligen, die wohl mit richtigem Takte weggelassen sind, weil Faust unter dieselben gar nicht passen würde, nämlich Märtyrer und Jungfrauen. Das Göthesche Himmelreich leidet eben nicht Gewalt und kostet keine Selbstüberwindung; es wird nicht durch Opfer errungen.

Von einer Läuterung und Vervollkommnung der Seligen im Jenseits ist die Rede. Da ist es nun ein specifisch swedenborgianischer Zug, daß der Unterricht eine hervorragende Rolle spielt. Nach Swedenborg werden den Abgeschiedenen, die für den Himmel nicht taugen, Lehrer beigegeben, Selige, die mit ihren Schülern eine gewisse geistige Verwandtschaft haben; der Jude wird von einem Juden, der Mohammedaner von einem Mohammedaner unterrichtet. Von der Annahme guter Lehre hängt die Aufnahme in den Himmel ab. In Göthes Faust spielt der Unterricht im Jenseits eine auffallende Rolle. Die „seligen Knaben" starben zu früh, als daß sie ihre Sinne zu gebrauchen gelernt hätten. Der „Pater Seraphikus" nimmt sie in sich, damit sie durch seiner Augen „welt- und erdgemäß Organ" sich die Gegend ansehen können. Der Anblick der Gebirgslandschaft schreckt aber die Kleinen, und sie bitten den Pater um Entlassung. Er preist ihnen die ewige Liebe und läßt sie ihren Flug aufwärts fortsetzen. Da freuen sie sich, Faust zu begegnen, der eine gewisse Ähnlichkeit mit ihnen hat, indem er selbst pflegebedürftig, wie ein Kind, drüben ankommt. Sie singen:

„Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenstand."

Faust entpuppt sich aber rasch und ist den Kleinen bald über den Kopf gewachsen. Da hoffen

sie von der Gelehrtheit des berühmten Doktors zu profitieren, schier wie einst der pedantische Famulus Wagner:

„Wir wurden früh entfernt
Von Lebechören;
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.“

Da sehe man, sagen manche, welch großes Gewicht Göthe auf die Pädagogik lege. Daß die Pädagogik nicht nur höchst wichtig, sondern unerläßlich ist, unterliegt keinem vernünftigen Zweifel. Allein Faust wäre wegen Mangel an den notwendigen moralischen Eigenschaften vom Lehramte auszuschließen. Und die Erziehung gänzlich ins Jenseits verlegen — ist das eine Träumerei! Unanfechtbar sind folgende zwei pädagogische Grundsätze: Man soll geeignete Erzieher wählen und die Erziehung möglichst frühzeitig beginnen. Hier wird Faust Erzieher, der die sittliche Veranlagung des Menschen in sich hat untergehen lassen, und dessen Eigenwille nie gebrochen wurde, und die Erziehung findet erst drüben statt!

Dieser Aufschub der Erziehung durch berufene Erzieher ins Jenseits stimmt zur Anlage und Ausführung der ganzen Dichtung. Faust, nach dem Gedanken Göthes der Typus eines vollendeten Menschen, soll ja dadurch zur Vollendung gelangt sein, daß er seinem dunkeln Drange folgte;

pädagogische Beeinflussung hätte ihn leicht irremachen und vom rechten Wege abbringen können: also fort mit den Erziehern, mögen es Eltern oder andere sein! Selbst Faust, der vorgebliche Hochbegabte und Hochgebildete, darf es nicht wagen, solang er auf Erden lebt, auf die natürliche Entwicklung der Menschen durch positive Pädagogik einzuwirken. In dem Monologe, in welchem er sich für gescheiter als die Gelehrten aller Fakultäten erklärt, sagt er:

„Bilde mir nicht ein, was Recht's zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren."

Faust giebt zu, daß er als Professor seine Schüler quer und krumm an der Nase herumgeführt, in Worten gekramt und es mit der Wahrheit nicht genau genommen habe. Auch Mephistopheles hält ihm dies vor und sagt zu ihm, kurz bevor sie ihre Fahrt durch die Welt beginnen:

„Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyieren?
Laß Du das dem Herrn Nachbar Wanst!
Was willst Du Dich, das Stroh zu dreschen, plagen?
Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Buben doch nicht sagen."

Faust entsagt dem Docieren und scheint es für das Beste zu halten, daß man die Menschen

sich selbst überläßt und die Erde zu einem Kindergarten macht. Diese Ansicht bethätigt er noch im höchsten Alter, wo er, mit einem Fuße bereits im Grabe stehend, „freien Grund“ für „ein freies Volk“ herzustellen bemüht ist. Er unterläßt es, für die Kolonie, welche seine Lebensanschauung verwirklichen soll, irgend eine pädagogische Institution zu gründen oder zu projektieren. Er vermacht alles seiner Göttin Natur. Der Mensch soll sich hüten, dieser ins Werk zu greifen, und wenn er doch Schulmeisterei treiben will, soll er sich diese süße Unterhaltung bis aufs Jenseits aufsparen. Das ist wohl das Wesentliche von Fausts pädagogischem Pessimismus.

Auch Gnade, Reue und Verzeihen und das läuternde und zur Seligkeit entfaltende Wirken der ewigen Liebe kommen erst im Jenseits an die Reihe, und zwar Gnade, Reue und Verzeihen bei den Büßerinnen, besonders Gretchen, das Wirken der ewigen Liebe bei den unerzogenen Knaben und bei Faust.

Wie wenig Göthe christliches Gemüts- und Seelenleben verstanden hat, zeigt die Fassung des fürbittenden Gebetes, welches in der Schlußscene die drei Büßerinnen für Gretchen an die Mater gloriosa richten:

„Gönn' auch dieser guten Seele,
Die nur einmal sich vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen!“

Gretchen, die gern zur Messe, zur Beichte und Kommunion geht, fängt mit Faust ein verdächtiges Verhältnis an, sucht dies aufs ängstliche vor ihrer Mutter geheim zu halten, läßt sich zum Falle bringen und wird zur Kindsmörderin; und bei alledem soll sie nicht geahnt haben, daß sie sündige! Es scheint, der Dichter solcher Verse habe keine Ahnung gehabt von dem, was der Geist in unverdorbenen Seelen wirkt, von dem jungfräulichen Zartgefühle, das sich zur Abwehr regt beim geringsten, was die Schamhaftigkeit verletzt.

Die Gestalten aus dem Jenseits, welche Göthe in der Schlußscene vorführt, bewegen sich in einem Vororte des Himmels; der Himmel selbst soll in höheren Regionen liegen und wird schwach angedeutet.

„Du schwebst zu Höhen
Der ewigen Reiche!"

rufen die Büßerinnen der »Mater gloriosa« zu; und die seligen Knaben sagen sich gegenseitig:

„Den ihr verehret,
Werdet ihr schau'n."

Der »chorus mysticus« ganz am Ende sagt aus, was der Mensch hienieden nur in Gleichnissen und unvollkommen erfasse, und was sich nicht beschreiben lasse, das sei dort oben gethan. Die Gottheit ist in die Ferne gerückt und verhüllt; der

Faustsche Gott ist auch am Ende dasselbe unbestimmte Ding, wie in der Scene, in welcher Faust sagt: „Wer darf ihn nennen?“

In einem alten Faustspiele fragt Faust den Mephistopheles, ob er keine Sehnsucht nach der Anschauung Gottes habe, und der gefallene Engel erwidert, wenn er auf einer Leiter, deren Sprossen lauter Schwerter wären, in den Himmel hinaufsteigen dürfte, um nur einen Augenblick Gott zu schauen, wollte er es gern thun und dann zurückkehren in seine Nacht. Diese erhabene Episode hat Göthe nicht verwertet.

Dante sieht im Paradiese die ganze Welt in den Glanz und die Wonne der Gottheit getaucht; er gewahrt ein riso del universo, ein Lächeln des Weltalls, und hört ein Gloria, welches die entzückte Schöpfung dem Vater, dem Sohne und dem Geiste zujubelt, und schaut die Mannigfaltigkeit der Geschöpfe als einen Abglanz des trinitären Lebens Gottes.

„Und in der Tiefe sah ich verdreieinigt
Und durch die Lieb' in einen Bund vereinigt,
Was sich im Leben auseinander blättert.“

Göthe teilt den Haß Swedenborgs gegen den Trinitätsglauben sowie die Geringschätzung des welterlösenden und unseren Eintritt in den Himmel bedingenden Opfertodes Christi. Er ist einer umfassenden

und tiefen Auffassung und Darstellung des Himmels nicht fähig und hat in der That ein oberflächliches und gefälschtes Bild davon entworfen, mögen auch die Partien, die er ausgebrochen und hübsch abgerundet hat, noch so zart und weich, so glitzerig und mysteriös sich ausnehmen.

Eine dem Katholicismus dargebrachte Huldigung liegt immerhin im Schlusse, denn Göthe wußte den Himmel nicht besser zu konstruieren, als mit Bruchstücken vom Materiale, welches die Kirche bietet. Die Schlußscene ist wohl die verfänglichste Seite des monströsen Danaerrosses. Allein wer den Inhalt kennt, läßt sich nicht beirren. Timeo Danaos et dona ferentes.

Die schönen Stellen, in welchen weltliche Klugheit und Wissenschaft oder irgend eine feine Beobachtung ausgedrückt ist, sind wohl das Beste an der ganzen Dichtung. Dem Ethischen und Übernatürlichen wird sein Recht nicht. Göthe hat den ethischen Boden verlassen, welchen der bessere Naturalismus noch zu behaupten sucht, und sich bis zu einem Grade der Frivolität verirrt, der sich just in den schlechtesten litterarischen Erzeugnissen der französischen Encyklopädisten wieder findet, wenn auch die Unsittlichkeit mehr verhüllt erscheint, und der Haß gegen Christentum und Kirche nicht so grinsend und mit geballter Faust offen hervortritt, sondern gewöhnlich mit einer

gewissen Weichheit und Kühle ausgedrückt und oft mit dem Scheine deutscher Gemütlichkeit bemäntelt ist.

Eben der Mangel der ethischen Grundlage ist es, woran Göthes umfassendste Dichtung gescheitert ist. Man hat verschiedene Gründe angegeben, warum Göthe Fortsetzung und Abschluß des Faust ungemein schwierig fand und die Dichtung durch zwei Menschenalter hindurch verschleppte. Der Gegenstand erforderte eben einen Autor, der das Sittengesetz voll und frisch und zart in seiner Brust trug. Wäre der Standpunkt Göthes in Harmonie mit dem christlichen Bewußtsein gewesen, so hätte er bei seiner herrlichen poetischen Begabung die Schwierigkeiten überwunden, nicht umgangen, wie er gethan hat. Er hätte sich nicht mit einem dunkeln künstlichen Arrangement zu behelfen gebraucht, sondern eine gediegene und einleuchtende Lösung seines Problems gefunden, und hätte wohl, gleichviel ob nach kurzer oder langer Frist, die Weltlitteratur mit einem Meisterwerke der dramatischen Kunst bereichert. Da aber der ethische Sauerteig fehlt, hat Göthe geknetet und geknetet, hat das horazische Nonum prematur in annum! gegen siebenmal erfüllt und endlich im ganzen und großen doch nur eine schale und ungesunde Masse bieten können. Der antireligiöse Sprit und die prickelnden Ingredienzien, die er hineingeheimnist hat, sowie die

wohllautvollen Apophthegmata und alle Formschönheiten, die im Gedichte aufleuchten, können natürlich keinen Ersatz bieten für das fehlende Notwendigste.

Von der Lektüre der Dramen Shakespeares, wenn man sie im Zusammenhange erfaßt und nicht an gefährlichen Einzelheiten haftet, kommt man zurück, wie von einem stärkenden Bade, wenn auch bisweilen Schlammbad; Göthes Faust hingegen ist geeignet, entnervend und vergiftend zu wirken und enthält eine geheime Strömung nach einem Abgrunde, worüber ein lockender, künstlicher Regenbogen spielt. Zu Anfang des letzten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts entleibten sich zu Rom am Korso in dem Zimmer, welches Göthe einst bewohnte, ein junger Herr und eine junge Dame aus Deutschland. Nicht lange darauf verfaßte jemand folgende Romanze:

Es war einmal ein Doktor,
Gebildet nach Göthes Faust,
Der hatte mit seinem Erbgut
Ganz gründlich abgehaust.

Mit seiner Vagabundine
Saß er in bitterer Not;
Da trat zu ihnen Mephisto:
„Ei, schießt euch beide tot!“

Und wieder war ein Doktor,
Der zog am Gehöfte vorbei,
Da lagen zwei traurige Leichen
Und Göthes Faust dabei.

Man vermißt in Göthes Faust den Geist des Tragischen, den Reflex der sittlichen Weltordnung, den die Tragödie bieten muß, um ihre Aufgabe zu erfüllen, die Affekte zu läutern, das Gewissen zu schärfen, die Seele zu kräftigen und zu erheben, den Geist zu erweitern, das Gemeine in der menschlichen Veranlagung zu beschämen und zu unterwerfen, das Edle hingegen zu stärken, zu befreien und zu ermutigen. Aller ästhetische Feinsinn kann keinen Ersatz bieten für den Mangel jener reinen ethischen Intuition, mit welcher der Tragiker begabt sein muß, um die unumgehbaren tiefsten und höchsten Anforderungen der Kunst zu erfüllen.

Göthe schrieb einmal an Schiller, er denke es sich mit seinem Faust bequem zu machen und die höchsten Forderungen der Kunst mehr zu berühren, als zu erfüllen. Er hat sie berührt — mit dem Ellenbogen.

Ein Faustmärchen.

Ein Faustmärchen.

Es war einmal ein Mann Namens Faust. In seiner Jugend war er ein Querkopf, voll Dünkel und Genußsucht. Er lebte, wie es Laune und Geschmack ihm eingab. Jeder Versuch, erzieherisch auf ihn einzuwirken, scheiterte an seinem Eigensinne. Durch äußeren Schliff und gefällige Umgangsformen suchte er aber alle zu übertreffen. Bald war er das verdorbenste, eitelste und anmaßendste Büblein in der ganzen Gegend.

Kaum den Knabenjahren entwachsen ergab er sich den häßlichsten Lastern. Auf den Hochschulen, die er besuchte, vermied er alles ernste Studium, schnappte sich hie und da zur Unterhaltung einige Abfälle von Wissenschaft auf, las schlechte Bücher, übte sich im Phrasenmachen und machte mit Begeisterung mehrere Kursus Liebschaften durch. Dabei blickte der geschniegelte Geck mit Verachtung und Hohn auf seine edel strebsamen und gewissenhaft fleißigen Altersgenossen hin.

Als er unter Tändeleien, Renomistereien und Skandalen seine Studienjahre zugebracht hatte, hielt er sich für gescheiter, als die Gelehrten sämtlicher Fakultäten und hörte es nicht ungerne, wenn man ihn Doktor nannte.

Sein unsittliches Leben suchte er durch den Zauber der Sprache, der ihm zu Gebote stand, zu beschönigen, ja zu rechtfertigen. Seine Ausschweifungen stellte er als das Ergebnis einer außerordentlich tiefen Weltanschauung und eines von der Menge nicht verstandenen hohen Strebens hin.

Um seine Herzenswünsche möglichst vollständig und rasch erfüllen zu können, ging er daran, einen Bund mit dem Teufel zu schließen. Dieser wollte anfänglich nichts davon hören. „Fauste!“ sagte er, „wozu diese Formalität? Wir sind ja ohnedies miteinander einverstanden und halten zusammen.“ Dabei drückte er ihm schmunzelnd die Hand. Da aber der Doktor auf seiner Forderung bestand, gab der Teufel nach. Faust fertigte nun eine Urkunde aus, worin er mit seinem Blute seine Seele dem Teufel verschrieb. Mephistopheles nahm das Schriftstück befriedigt entgegen und sagte: „Lieber Freund! sei so gut, und mache von unserem Bündnisse nicht viel Redens! Berufe Dich nicht auf mich, wenn ich Dich auch thatsächlich leite! Gehe durch die Welt als mein verkappter Missionarius, so ist uns besser gedient! Ich will mein

Mögliches thun, um Dir alle Deine Gelüste befriedigen zu helfen. Ich will Dir nun ein Stückchen Scheidekunst lehren, das unseren Absichten großen Vorschub thun wird. Thatsächlich hast Du es schon geübt; ich will Dich aber in dieser Kunst mehr aufklären, bestärken und fördern. Trenne Schein und Wesen! Sei grundschlecht und scheine grundgut! Nicht als ob Du die Verdorbenheit Deines Herzens und Deine Schandthaten ängstlich zu verbergen brauchtest, sondern suche sie zu rechtfertigen; mache kein Hehl daraus und mache der Menge weiß, sie seien das Zeichen eines genialen, guten, aufrichtigen und gebildeten Menschen. Berufe Dich dabei auf die Natur, predige ihre Souveränität und verbreite ihren Kult. Das ist eben der Teig, in welchem wir Teufel herumkrappeln wie schwer zu unterscheidende, mehlfarbige Milben. Wenn Du also die Natur, die ich meine, und die Du mit mir meinst, wenn auch noch nicht mit dem Verständnisse, wie ich, wenn Du dieses Gemisch vergötterst, dann bist Du ein Mann nach meinem Herzen."

„O, die Natur!" rief Faust aus. „Ich kann's gar nicht recht ausdrücken, wie ich die Natur verehre. Ich studiere in ihr herum, und je mehr ich studiere, desto mehr bewundere ich sie. Da bin ich auf den Gedanken gekommen, je weniger Vernunft und Gewissen einer hat und je weniger er

sich um andere geniert, desto behaglicher ist es ihm in der Natur."

„Ganz richtig!" bemerkte Mephistopheles.

„Ich habe oft die Tiere beobachtet," fuhr Faust fort, „und beneide sie. Ich meine nicht das Pferd und den Ochsen, Reit-, Zug- und Lasttiere, die sich einsperren, anspannen und maltraitieren lassen müssen, oder gar das Mastvieh, das sich Speckschwarten anfressen und dann schlachten lassen muß. Ich meine die freien Tiere, die herum voltigieren, wie's ihrem Herzen wohl thut und ihrem dunkeln Drange folgen, ohne durch einen Gedanken, einen Skrupel, eine oktroyrte Vorschrift oder eine Anstandsrücksicht gestört zu sein. Das freie Leben gefällt mir unsäglich."

„So denken und fühlen alle freien und starken Geister," ergänzte Mephistopheles.

„Ich habe oft lange Zeit den Affen zugesehen," fuhr Faust weiter, „und mich dabei in hohem Grade amüsiert. Die Ungeniertheit, mit welcher diese Tiere ihren Trieben folgen, hat mich wahrhaft erbaut. Sie sind naturfromm, sie beschämen uns Menschen, die wir verbildet sind, vor lauter Rücksichtnehmerei und Sittsamkeit und Anständigkeit die Naturfrömmigkeit fast nicht mehr kennen. Wenn ich so in einem zoologischen Garten die Affen beobachtete, habe ich mehr profitiert, als wenn ich so lange in akademischen Hörsälen Vor-

lesungen über Moral gehört hätte. Und wenn ich in der freien Natur Umschau halte, welch edle, erhebende und anspornende Bilder meines eigenen Strebens finde ich da! Folge der Natur! Das ist der Inbegriff meiner Lebensweisheit, und um ihr folgen zu können, habe ich sie betrachtet und belauscht da, wo sie am freiesten, am wildesten, am großartigsten, am anmutigsten und reizendsten auftritt. Im Walde denke ich mir den Wolf, ein kräftiges, kühnes und strebsames Tier, das auf Raub ausgeht, von Polizei nichts weiß, niemand scheut, das warme Blut zarter Wesen schlürft und nach lustigen Abenteuern zurückkehrt in sein Lager, in die entlegene, verborgene Schlucht und da ruht und schlummert in süßen Phantasien. Und hoch in den Lüften der Sonnenvogel, der Adler, wie frei, wie glücklich ist er! Seine Behausung ist hoch droben, meist unbekannt oder unzugänglich; manchmal aber, wenn er schmausen will, kommt er herab; da sieht er ein Täubchen, mit warmem Leben den zarten Busen angefüllt — das ist reizend, hinreißend für ihn; er kommt näher. Liebe zieht ihn mächtig an. Er zieht weiche, magische Kreise um das liebe Tierlein, schießt endlich auf dasselbe herab, faßt es gebieterisch mit seinen Krallen, und das süße Blut seiner teuren Beute ist der Trank, den er mit Wollust schlürft. Er ist wirklich ein König! Er ist mir aber schier zu erhaben, in

manchen Stücken wenigstens. Da steig' ich in meiner Betrachtung herab und seh' mich nach Tieren um, die mir näher stehen. Ich beneide manchmal den Gimpel um seine Drolligkeit, um die Dummheit, die man ihm nachredet; denn was uns Menschen das Leben oft erschwert und verbittert, das ist unsere Gescheitigkeit und unser Nachdenken. Da folgt man nicht in allwege dem dunkeln Drange, da will man die Folgen berechnen, da prüft man, da schwätzt man von Gewissen und Vernunft, von Erlaubtsein und Verbotensein und dergleichen. Um all das kümmert sich ein Gimpel nicht; er thut, was ihm in den Sinn kommt, was immer es ist, und setzt sich über das Gespötte der Menge hinweg. Das ist edel, frei und kühn. So sollten wir Menschen es auch machen, damit das rein Menschliche sich in uns entwickle. Und steig' ich noch weiter hinab — im feuchten Moose, im kühlen Erdloche, im Sumpfe mit seinen Geheimnissen, da haust die Kröte. Wer kann sagen, was sie fühlt und phantasiert, wenn sie dasitzt, das Haupt aufgerichtet und kauend, oder wenn sie zwischen feuchtem Gesteine lustwandelt; wer begreift das Wohlgefühl, in dem sie schwelgt, wenn sie im schilfichten Wasser ihre weich schnarrende Stimme hören läßt? Die unansehnlichsten, winzigsten Tiere sind wahrscheinlich glücklicher als wir. Die Blattlaus freut sich der grünen Weide, die ihr vergönnt ist; uns foltert

oft die graue Theorie. Selbst die Welt der mikroskopischen Organismen ist seliger, als wir Menschen; da weiß man nichts von Schranken der Pflicht, da giebt es keinen Unterschied von Mein und Dein, da gilt das Recht, das mit dem Geschöpfe geboren ist. Unsere Rechte werden oft geschmälert. Die Triebe, die in uns liegen, müssen recht bekommen, sie sind souverän, nichts darf sie meistern!“

„Lebe und wirke in diesem Sinne,“ sagte Mephistopheles, „dann bist Du mein auserwählter Knecht und Liebling und wirst meine Gunst erfahren!“

„Gut, ich will's versuchen, ich will für die Rechte der Natur, für Freiheit und reine Menschlichkeit kämpfen,“ entgegnete Faust, und Mephistopheles verabschiedete sich auf baldiges Wiedersehen.

„Ist das ein Nebelkopf!“ sagte Mephistopheles, als er allein war. „Uns Teufeln kommt das gut zu statten. Finsternis ist unser Element, und der Kerl schwebt und schwelgt in Finsternis und hält sich für aufgeklärt! Ha, ha, ha! Er will sich von Trieben tyrannisieren lassen, die unedel, krank und ihm feindlich sind, und meint, das sei Edelmut, Natürlichkeit und Freiheit. Wir Teufel brauchen da nur wenig nachzuhelfen, und der Rest von edeln Trieben, der noch in ihm schlummert, erstickt, und unter der Gewalt wilder, verkehrter Leidenschaften läuft er der Hölle zu und reißt alle mit sich, die

sich von ihm fascinieren lassen. Ich verspreche mir viel von ihm; er ist schon grundverdorben und wird sich in seiner Verkehrtheit verhärten und hat manches Verführerische, den Schein von Talent und Gelehrsamkeit und die Entschiedenheit, mit welcher er sich über alle Sittlichkeit hinwegsetzt und etwas, das teils Selbsttäuschung, teils Heuchelei ist. Er hält auf angenehme Formen, wo er sich einschmeicheln will, und weiß schön zu färben. Seine selbstsüchtige, herzlose, zerstörende Gier nennt er Liebe. Er bewundert am Geier die Geschicklichkeit, die er als Raubvogel bethätigt, und stempelt ihn zu einem Sonnenadler. Er ist auf dem besten Wege, ein vollendeter Vampyr zu werden. Er nimmt sich das Tier zum Vorbilde und weiß das, was den Menschen vor dem Tiere auszeichnet, nicht zu schätzen noch recht zu pflegen. Er folgt, wie ein Vieh, seinem dunkeln Drange und läßt sich von uns Teufeln gängeln und giebt sich dabei für einen Vorkämpfer für Freiheit und reine Menschlichkeit aus. Er ist unser Mann! Will sehen, wie er's treibt."

Faust lebte, wie er dem Mephistopheles versprochen hatte. Er setzte sich über alle Schranken hinweg; allein seine Zügellosigkeit begegnete Schranken im sittlichen Bewußtsein anderer. Da suchte er durch Wort und That das Gewissen, das Rechts- und Anstandsgefühl in anderen zu unterdrücken,

zu verdunkeln, zu verwirren und zu verkehren; auch List, Schmeichelei und Heuchelei wandte er an, um andere zu übertölpeln und auf seine falschen Wege zu führen.

Ein Mädchen, Namens Margareta, widersetzte sich ihm, als er mit der Gier eines Geiers über sie herfiel; da schmuggelte er ein Kästchen mit einem Zauberhalsschmucke in ihr Zimmer, heuchelte und schmeichelte dann solange vor ihr, bis er sie zum Falle gebracht. Dergleichen Manöver wiederholte er oft, und diejenigen, welche er in Elend und Schande gebracht hatte, ließ er sitzen und ging neuen Abenteuern nach seinem Geschmacke nach. Dabei schreckte er auch vor blutigen Gewaltthaten nicht zurück.

Die Ungeniertheit, mit welcher er sein Lasterleben führte, erregte aber bald allgemeines Aufsehen, seine Verstellungskünste wurden oft entlarvt, und er konnte sich nicht mehr öffentlich sehen lassen, ohne daß ihm Verachtung seines Charakters und Mißbilligung seiner Aufführung ausgedrückt wurde. Auch fahndete bereits die Polizei auf ihn.

Da kam Mephistopheles wieder und sagte: „Mein Lieber, ich habe bemerkt, daß die dumme Masse Deine Naturfrömmigkeit nicht zu würdigen weiß. So ist das weitere Gelingen unserer Pläne in Frage gestellt, und wir müssen eine Schwenkung machen. Im Auftrage meines Obersten werde ich

dafür sorgen, daß Du in eine Bewahranstalt kommst. Wir hoffen, Dich an den Hof des Kaisers zu bringen. Dort sind die Übungen Deiner Frömmigkeit den profanen Blicken des Pöbels entzogen, Du wirst sie mit höfischen Formen umkleiden und so bei hoch und niedrig mehr zu Ehren bringen, und, teilnehmend am Ansehen der Obrigkeit, wirst Du mehr Einfluß haben und mit mehr Nachdruck und Erfolg für Deinen Naturkult Propaganda machen. Du sollst also jetzt aus der kleinen in die große Welt wandern. Ist es Dir recht?"

„Wird mich ungemein freuen," erwiderte der Doktor.

Nun ging Mephistopheles mit einigen seiner Gesellen an den Hof, um seinem Günstlinge Eingang zu verschaffen. Er erzählte Wunderdinge von den Zauberkünsten seines Günstlings. „Ruft uns den Tausendkünstler," hieß es am Hofe, „er soll uns amüsieren, und wir wollen ihn protegieren!"

„Ich will's ihm rapportieren,
Wird ihn gewiß gaudieren,"

sagte Mephistopheles, machte Reverenz und ging ab mit seinem Gefolge.

Faust kam nun in die kaiserliche Residenz und figurierte zuerst als Hofnarr. Auf seinen Rat ließ der Kaiser eine Masse Papiergeld in Umlauf setzen, um die Schäden des Finanzwesens

zu verdecken. Dann wurde er als maître des menus plaisirs aufgestellt und arrangierte einen so kuriosen Mummenschanz, daß der Hof wenig davon verstand und sich freute, als die langweilige Maskerade zu Ende war. Hierauf gerierte sich Faust als Zauberer und machte dem Kaiser und seiner Umgebung allerlei seltsame Schwindeleien vor. Zunächst gab er sich den Anschein, als ob er tief eingeweiht sei in die Geheimnisse der Natur und aus ihrem innersten Leben herausgegohren sei, wie die Autochthonen Buri und Bör der deutschen Mythologie. Um dem Hofe die vorgebliche Vertiefung ins Naturleben zu veranschaulichen, sagte er, er steige hinab in dunkle Tiefen der Erde, zu den Müttern, was freilich die Hofleute wieder nicht verstanden. Als er in der Versenkung verschwand, bemerkten einige, er werde wohl in einem Keller sich etwas beduseln. Nach diesem Exkurse ließ er ein auf der Landstraße aufgegriffenes Zigeunerpaar an den Hof kommen und führte es auf als Paris und Helena, die er aus dem Hades gerufen habe. Der Hof vermißte an beiden klassische Feinheit und Urbanität; allein Faust wollte eben das Natürliche, wie er es auffaßte, zu Ehren bringen.

Der Kaiser machte nicht die geringste Schwierigkeit, als Faust sich Urlaub erbat, um in die Region der Märchen zu reisen. Da träumte sich der Doktor über Raum und Zeit hinweg, durchwanderte mit

der Phantasie die pharsalischen Felder in Hellas und suchte in den Höhlungen des Olymp den Schatten der Helena auf, mit welchem er später auf einem Luftschlosse eine allegorische Vermählung feierte. Der Schatten der allegorischen Helena, gelangweilt durch Fausts frivole Tändeleien, ließ sich nach kurzer Frist scheiden und kehrte in seine Heimat zurück.

Im stillen hatte Faust unterdessen fortwährend dem Laster gefröhnt und war sittlich so blasiert geworden, daß er sein ganzes bisheriges Leben als eine ununterbrochene Läuterung betrachtete, wie man etwa von geläuterten Schlacken reden kann, wenn das Gold aus denselben entfernt ist. Faust freilich, mit seinem gefälschten Blicke, verwechselte Schlacken und Gold.

Von seiner Phantasiereise zurückgekehrt, hatte Faust eine längere Unterredung mit Mephistopheles, worin er sagte, er wünsche jetzt eine selbständige Stellung; mit Besitz und Herrschaft ausgestattet wolle er einer künftigen Generation die Möglichkeit verschaffen, zu leben, wie er, von keiner Schranke beengt Naturkult zu treiben.

»À la bonne heure!« entgegnete Mephistopheles, „das kann gerade jetzt Dir leicht gelingen. Der Kaiser ist in einen Krieg verwickelt gegen Rebellen, welche der Klerus aufgehetzt hat. Im ganzen Reiche herrscht Aufregung, und scheint alles

aus den Fugen gehen zu wollen. Da, meine ich, ist das Schicksal unseren Plänen günstig; im trüben können wir leicht etwas fischen. Soll ich Dir im kaiserlichem Heere eine Befehlshaberstelle verschaffen?"

„Das wäre mir die rechte Höhe,"
erwiderte Faust,
„Da zu befehlen, wo ich nichts verstehe!"

Der Doktor und sein dienstbarer Geist verständigten sich nun, sich in der Nähe des Kriegsschauplatzes aufzuhalten und, wenn das Glück dem Kaiser günstig sei, demselben zu versichern, sie hätten durch geheimnisvolle Macht die Elemente zu Gunsten der Kaiserlichen ins Treffen geführt und ihnen so den Sieg gewonnen.

Bei der Hauptschlacht entlud sich ein Gewitter, das der Sturm gerade gegen die Rebellen trieb, so daß sie verwirrt die Flucht ergriffen. Der Kaiser war Sieger.

Nun kamen die beiden Schwindler an den Hof und sagten dem Kaiser, sie hätten im Hintergrunde des Schlachtfeldes sorgfältig den Verlauf des Kampfes beobachtet, und im entscheidenden Augenblicke hätten sie die geheimen Schleusen der Natur geöffnet, um Tod und Verderben gegen die Aufständischen zu speien. „Ja die Natur," sagte Faust, „die haben wir sozusagen gepachtet;" und

Mephistopheles fuhr fort: „Wir haben die Donnerkeile und Wasserschleusen des Zeus, den Bogen und die Pfeile Apollos, den Dreizack des Poseidon, den Schlauch des Äolus, die Schmiede des Hephäst mit samt den Fäusten der Cyklopen und alle Zauberkräfte der Circe zur Verfügung gehabt und für Dich, teuerster Kaiser, ins Treffen geführt. Sonst wärst Du verloren gewesen. Der Klerus hätte Dich um Thron und Leben gebracht."

„Ja, der Klerus," sagte Faust, „der ist Dein Todfeind, geliebtester Kaiser!"

Von den beiden Erzschwindlern bedrängt, ließ sich der Kaiser herbei, ihnen ein Gebiet, halb Land und halb Meer, zu überlassen und Faust als Souverän der neuen Kolonie zu ernennen.

„Da hast Du nun, was Du verlangtest," sagte Mephistopheles, „Besitz und Herrschaft, und wie ein Gott wirst Du dem Meere seine Grenzen anweisen. Nun, liebes Kind, was willst Du mit Deinem Spielzeuge machen?"

„Was ich Dir längst schon einmal sagte, das wiederhole ich Dir," entgegnete Faust: „Ich bin zu alt, um nur zu spielen! Jetzt gilt es, mit allem Ernste die hochwichtige Aufgabe meines Lebens zu vollenden und mein Streben zu verewigen. Ich will der Natur eine Freistätte eröffnen. Sie war lange wie ein Fremdling, verkannt und verbannt auf Erden. Ich rufe sie zurück. Man verlegt das

goldene Zeitalter in graue Vergangenheit; ich sehe es erst kommen und will ihm die Thore weit aufmachen. O, wie der Naturkult blühen soll! Die Triebe des Menschen sollen aufschießen, wie eine tropische Vegetation, und alles, was diesem Frühlinge der Menschheit unhold ist, werden wir aus unserem Reiche auszuschließen wissen. Meine Epigonen sollen da aufblühen als freie Kinder der Natur! Um dies zu erreichen will ich alles wagen."

„Meine Dienste sollen Dir dabei nicht fehlen," sagte Mephistopheles.

Unweit des Küstenstriches, welchen Faust nun beherrschte, wohnten zwei harmlose Alte, Philemon und Baucis mit Namen. Bei ihrem Hause stand eine Kapelle und eine Linde. Unter Gebet, Arbeit und Übung der Gastfreundschaft lebten sie in ungestörtem Frieden, bis Faust in die Nähe kam, der es ihnen nicht verhehlte, daß er sie meilenweit wegwünschte. Er klagte es auch dem Mephistopheles, daß er diese Nachbarschaft unausstehlich finde.

„Des Glöckleins Klang, der Linde Duft
Umgiebt mich wie in Kirch' und Gruft."

„Die Linde wäre mir ganz angenehm, wenn sie mir gehörte samt dem umliegenden Grund und Boden. Da würde ich von Ast zu Ast Gerüste bauen bis zum Gipfel und von oben mein Gebiet

überschauen, mein Kolonisationswerk überwachen und endlich vergnügt meinen Nachwuchs da sich sammeln sehen, die Menschen, die sich formen nach meinem Bilde, die heranblühen, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich und die Unnatur zu verachten, wie ich. Ich meine, da müßte ich selbst noch einmal jung werden."

„Kann noch alles werden," entgegnete Mephistopheles, „nur mußt Du mir freie Hand lassen. Verstehe mich wohl! Dich, den durchlauchtesten und großmächtigsten Souverän des Landes muß der feinste Glanz der Majestät umgeben, nicht die geringste Makel darf ihn verdunkeln. Ohne Gewalt und Unrecht läßt sich aber unser Werk nicht durchführen; also drücke Du die Augen zu und laß mich ungehindert schalten und walten. Mit meinen Freischärlern, die nach Abenteuern verlangen, und die nur meines Winkes harren, um jeden Schelmenstreich auszuführen, werde ich Deine Wünsche erfüllen. Du magst Dir den Anschein geben, als ob Du meine Streiche mißbilligest. Unser Einverständnis muß geheim gehalten werden. Endlich lege ich Dir meine Eroberungen zu Füßen, und wir haben ein freies und geeinigtes Reich."

Faust lächelte. Mephistopheles drückte ihm die Hand und ging.

Mit einer Bande rauflustiger Gesellen durchzog er das Land. Harmlose Ansiedler wurden

chikaniert, vertrieben oder festgenommen und nächtlicherweile zu Tode gepeinigt, weil sie sich nicht zum Faustschen Credo bekannten und die Faustschen Volksbeglückungspläne verwarfen. Mit Schauder und Bangen beobachteten Philemon und Baucis von ihrem Häuschen aus, wie zur Nachtzeit bei Mondschein auf Kreuzwegen Menschenopfer dargebracht wurden, während Faust mit seltsamen Gestikulationen dabei auf- und abging, bald laut aufschrie und bald unverständlich murmelte. Die Ausrufungen: „Diana, Luna, Hekate! Nieder mit den Halunken! Es lebe die Natur! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Humanität!" konnten die Alten deutlich unterscheiden.

Ihre Ahnungen erfüllten sich bald. Eines Tages kam Mephistopheles in ihren Hof, fing Händel an mit dem Wanderer, der sich eben innerhalb der gastlichen Mauern aufhielt, und sein Besuch endigte damit, daß Haus und Garten und Kapelle von Feuer verwüstet wurden, wobei Philemon und Baucis nebst ihrem Gaste den Tod fanden.

„Geräumt ist nun das Land
Durch Schwert und Brand,"

jubelte Mephistopheles Faust zu. „Aber wenn jetzt Deine Epigonen einziehen, des Raumes und der Nahrung begierig, müssen wir ihnen doch auch

ein gewisses Kapital von Wohlstand bieten, damit sie gleich anfangs der Segnungen des Natur- und Freiheitskultes sich freuen können. Das Meer ist reich an Schätzen. Ich meine nicht die Schätze der Tiefe, denn diese zu heben spür' ich keine Lust, sondern diejenigen, die oben in den Börsen und Kisten und Kasten der Kaufleute und Reisenden schwimmen. Da läßt sich etwas erringen. Das ist ein Ziel, nach welchem ich den dunkeln Drang meiner guten Gesellen hinleiten will. Sie fühlen Kraft zu kühnem Fleiße. Die Seeräuberei ist gerade eine Arbeit nach ihrem Geschmacke. Also laß mich ziehen!"

„Geh', geh'!" entgegnete Faust. Mephistopheles schüttelte ihm lächelnd die Hand und ging.

Mit seiner Bande brachte er in kurzer Zeit ein ganzes Vorgebirg von geraubten Gegenständen an die Küste. Mit vergnügter Miene kam er zu Faust und berichtete über die Erfolge seiner Piraterei. „Unsere guten Freischärler," sagte er, „sind doch ausgezeichnete Jungen. Mit sicherem Instinkte lenkten sie ihre Fahrzeuge hinaus auf die hohe See in der Richtung, wo die bestbefrachteten Schiffe anzutreffen waren und machten reiche Beute. Ich bewundere ihre feine Spürnase. Sie haben sich Deiner würdig gezeigt, sie waren sich des rechten Weges stets bewußt.

So ist nun das Land gesäubert und mit Habe

versehen und liegt als eine hoffnungsvolle Stätte keimender Kultur zu Deinen Füßen, wie ein Tempel am Sonntagsmorgen, ehe sich die andächtige Gemeine darin versammelt hat.

Nun können Deine Kinder kommen und sich freuen, sie werden sich wohl befinden und Dir Ehre machen. Du selbst wirst wie ein Halbgott unter ihnen walten. Ich schaue Deine Zukunft und sehe Dich auf der Skala der Natur, die Du so fleißig erforscht hast und so andächtig verehrst, tiefer und tiefer steigen und endlich als gefürchteten Gewalthaber auf einem Schimmel reiten, dergleichen keinem irdischen Fürsten zu Gebote steht."

„Zu den Hexen mit Deinem Schimmel!" erwiderte Faust.

„Zu den Hexen und weiter, wie Dir's konveniert," entgegnete Mephistopheles mit einer burlesken Verbeugung.

Der Mond, der sich eben voll über dem Horizonte zeigte, unterbrach das Gespräch. Faust kehrte sich ihm zu und stand so eine Weile ruhig da, wie um das Mondlicht auf sich wirken zu lassen. Dann ließ er seine Blicke über die Fläche umhergleiten und sprach: „Das ist nun der freie Grund, auf welchem eine neue Generation, frei nach meinem Bilde, heranwachsen soll. Ich überlasse sie der Natur. So werden meine Epigonen herrlich gedeihen und werden sich, dem Gemeindrange folgend,

um ihre Haut zu wehren wissen. Ich bin glücklich, ich habe mich verewigt."

„Es kann der Ruhm von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergeh'n. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Nach diesen Worten fiel Faust in Entzückung auf den Boden. Die Lemuren, denen es auf der neuen Kolonie gut gefiel, waren gleich zur Stelle. Sie hielten ihn für tot und begruben ihn im Sande.

Mephistopheles wanderte unterdessen landeinwärts und ahmte das Geschrei eines Totenkauzes nach.

Nach mehrjährigem Verzückungsschlafe erwacht Faust, wühlt sich aus dem Sande und wandert über die Fläche. Es ist eine öde Gegend. In einiger Entfernung vor ihm steht ein dürrer Lindenbaum mit Gerüsten. Auf der Linde unterhalten sich mehrere Faunen. Unten tummeln sich eine Art Zwerge, die Faustoiden, der Nachwuchs des Doktors. Faust beobachtet sie mit Wohlgefallen, und während er auf sie zugeht, sagt er: „Ist das nicht das Abbild meines eigenen Lebens?" Bei diesen Worten stolpert er und fällt in eine Pfütze. Die Faustoiden Faunulus und Satyrulus kommen hurtig mit Gelächter herbei. Faunulus versetzt ihm einen Tritt, Satyrulus schüttet ihm aus einem in

der Nähe geholten Korbe Kehricht auf den Kopf und sagt:

„So, alter Faust, jetzt bist Du zum Ritter geschlagen und gleich auch zum Könige gesalbt in unserem Reich.“

Faust.

Das ist ungezogen.

Faunulus.

Lieb’ Väterchen, es war ja nur ein Scherz!

Faust.

Ungezogen war es, sag’ ich.

Satyrulus.

Was Erziehung! Es ist ja eben unser Stolz, ungezogene Knaben zu sein. Weißt Du denn nicht, lieb’ Väterchen, wir sind das freie Volk auf freiem Grunde, von dem Du geträumt hast. Wir haben Dich nur mit einem Spasse begrüßen wollen, wie ihn die Natur uns eingab.

Der Häuptling der Faustoiden
(der unterdessen mit Gefolge gekommen ist).

Jetzt Scherz beiseite!

Geehrtester Stifter! Von Deinem Freunde Mephistopheles benachrichtigt, sind wir auf Deine Ankunft vorbereitet und haben ein höchst ernstes

Werk vor, das der Ausdruck unserer Dankbarkeit und kindlichen Liebe und die Krönung Deiner Verdienste sein soll. O Du Mächtiger der Erdensöhne, o Du, der Du die alte Welt zerschlagen und eine neue geschaffen hast, wo wir uns so wohlig fühlen, wir wollen Dich unter die Götter versetzen.

Faust.

Ihr mich unter die Götter versetzen?

Der Häuptling.

Ja freilich wir. Wenn wir Dich nicht vergöttern, wer wird es denn thun?

Faust.

Wie fangt ihr das an?

Der Häuptling.

Komm' nur näher, Papachen, Du wirst es sehen.

(Während Faust, mit dem Häuptlinge sprechend, sich dem Lindenplatze nähert, trägt ein Faustoide den Kehrichtkorb gegen den Stamm des Baumes, ein anderer bringt einen Strohkranz und ein Kästchen und legt beides in den Korb, ein dritter legt einen Strick daneben.)

Satyrulus

(beiseite zu Faunulus).

Mit dem Stricke soll er an den Galgen gehängt werden, nicht wahr?

Saunulus.

Nein, er soll zu seiner Beförderung auf seinen Thron dienen; er soll damit gezogen werden.

Satyrulus.

Es ist Zeit, daß er gezogen wird. Die Rute hat dies Geschäft versäumt, der Strick mag's nachbringen.

Saunulus.

Du verstehst mich nicht; mit dem Stricke soll er auf die Linde hinaufgezogen werden.

Satyrulus.

Dann zieht halt ein Galgenstrick den anderen.

Saunulus.

Er soll ihm aber nicht um den Hals geschlungen werden, sondern um die Brust.

Satyrulus.

Das macht wenig aus; es ist eine täuschende Ceremonie, eine Verblümung, geradeso wie der Spottschmuck, mit dem er geziert wird, und der Korb, den er nachgetragen bekommt. Der alte Narr soll es nicht merken, daß wir ihn als reif für den Galgen, als Gecken und Scheusal bezeichnen, während wir ihn zu verhimmeln scheinen.

(Faust wird von den versammelten Faustoiden begrüßt.)

Faust.

Ich muß den Plan genau kennen, ehe wir ans Werk gehen.

Der Häuptling.

Wie gesagt, im luftigen Wipfel der Linde, mitten unter den Faunen, haben wir Deinen Thron aufgeschlagen. Dorthin ging ja Dein Sehnen. Du sollst mehr hinauf schweben als steigen. Darum werden Dich die Faunen an einem Stricke, der Dir unter den Armen um die Brust geschlungen wird, von oben anziehen, und während Du auf dem Gerüste hinanwallst, werden wir Dich von hinten auf den Händen tragen. Zur Vorsicht wird Dir von den Gewaltigsten und Unverzagtesten unseres Stammes dicht am Rücken jener Korb nachgetragen, und wenn dann alle Stricke reißen, fangen sie Dich auf, und Du bist unser Hans im Korbe.

Faust.

Das ist alles recht schön und sinnig. Allein die Linde! die Linde! Schlägt sie nicht aus?

Der Häuptling.

Es ist ein Baum, und kein Pferd!

Faust.

Ich meine, ob sie nicht von Zeit zu Zeit blüht? Der Lindenduft ist mir zuwider; er er-

innert mich an die alte Welt, die ich niedergeworfen habe.

Der Häuptling.

Fürchte nichts! Dem Baume ist seine Schneide abgekauft. Kein Lindenduft wird Dich hier belästigen. Wo wir hausen, da kommt kein frisches Reis, kein grünes Blatt, keine duftende Blüte auf. Seitdem wir hier sind, haben alle Dryaden und Hamadryaden nebst Flora und ihrem Gefolge das Feld geräumt. Auch die Nymphen sind weit weggeflohen. Doch muß die Kunde von unseren Festveranstaltungen zu ihnen gedrungen sein. Sie haben Dir auf Deinen Ehrentag durch Mittelspersonen Gaben gesandt, einen Kranz und ein Kästchen.

Faust.

O die Holden! Laßt den Kranz sehen! Es ist gewiß ein Lorbeerkranz, oder ein Ähren- und Blumenkranz, recht schön, recht duftig, recht sinnig.

(Faunulus und Satyrulus holen den Strohkranz aus dem Korbe und überreichen ihn).

Faust
(den Kranz verblüfft ansehend.)

Qu'est ce que c'est que ça? Une couronne de paille! Mais —

Satyrulus
(beiseite zu Faunulus).

Er mäckert wie ein Böcklein; er wird doch nicht gar seinen Nimbus fressen wollen?

Ein anderer Faustoide
(übergiebt das Kästchen).

Hier ist auch der Halsschmuck!

Faust
(öffnet das Kästchen, zieht einen Brief heraus und liest):

„Diesen Schmuck hab' ich in meinem Zimmer vorgefunden. Wie ich erfuhr, hatten Sie ihn hineingelegt. Ich habe mich beraten, was ich damit thun solle, und man hat mir gesagt, ich solle vorsichtig und behutsam sein, ich solle das Gehänge nicht mit bloßen Händen anfassen, ich könnte mir sonst eine abscheuliche Hautkrankheit zuziehen. Ich stelle Ihnen beifolgend das Angebinde zurück.

Gretchen, die Dreizehnte."

Das ist eigentümlich!

Satyrulus.

Ist Dein Eigentum, ja wohl!

Faust.

Nun, man muß sich die Sachen auslegen. Den Strohkranz sozusagen als Sinnbild der leichten

Entzündbarkeit meines zartfühlenden Herzens um die Schläfe und den Schmuck als Erinnerungszeichen an die Bethätigung meines dunkeln Dranges auf der Brust — das ist ja prächtig!

Der Häuptling.

Kein König trägt ein solches Diadem, keines Helden Brust ist mit einem solchen Orden geschmückt!

Faust.

Nun frisch weiter!

(Die Faustoiden geleiten Faust zur Linde: sie gehen voraus, Faust schreitet hintendrein und singt:)

Vergöttert sein, vergöttert sein,
Und wär' es auch von Zwergen,
Tönt meinem Ohr so süß und fein,
Wie Sang von jungen Lerchen!

Satyrulus.

Das ist ein prächtiger, mächtiger, zauberischer Gesang!

Faust
(singt):

Mein Herz ist wie eine Geige,
Die wunderbar erklingt,
Wenn d'rüber Liebe, Liebe
Den Fidelbogen schwingt.

Da fließt der Mund mir über
Von süßen Melodei'n,
Als wär' ich ein leibhaftiges,
Beseeltes Geigelein.

Wie's da gewaltig fidelt,
Daß alles staunt und stutzt,
Und selbst die alten Götter
Erwachen, ganz verdutzt.

Mir ist, als hört' ich sie sagen:
„Was ist das für ein Spiel,
Daß tausendjähriger Schlummer
Uns von den Wimpern fiel;

Daß sich mit magischem Lichte
Der weite Raum erhellt,
Aus Schutt und Moder sich rüttelt
Die alte, natürliche Welt?"

(Auf die Linde deutend.)

Heda, ist das vielleicht die immergrüne Weltesche Yggdrasil?

Satyrulus.

Was sagt er?

Saunulus.

Er fragt, ob das Nimmergrün da das wälsche Dichterasyl sei.

Satyrulus
(zu Faust).

Es ist ein Asyl für Dichter und Gründer von mephistophelischem Schlage ohne Unterschied der Nationalität.

Faust.

Ich frage, ob das die immergrüne Weltesche Yggdrasil ist?

Der Häuptling.

Nein, es ist die immerdürre Faustlinde.

Faust.

Richtig! Es ist ja meine Residenz!

(Faust wurde unterdessen von den Faustoiden in die Mitte genommen. Er wird jetzt mit dem Strohkranze gekrönt und der Halsschmuck wird ihm umgehängt. Der Strick wird ihm umgebunden und die übrigen Veranstaltungen zu seiner Auffahrt werden ins Werk gesetzt.)

Mephistopheles
(tritt im Hintergrunde von der Seite her auf und bleibt beobachtend stehen).

Wie ich's übersehe,
Soll das in die Höhe.
Wie ich's überschaue,
Geht es in das Blaue.

Mein treuer Knecht und Sohn
Erhält jetzt seinen Lohn;
Wird lange müssen wandern
Von einem zum andern,
Bis das, was in ihm steckt,
Sich klar genug hat aufgedeckt,
Und er dann endlich wird gebracht
Für immer in seine Sphäre, die Nacht.

(Faust steht zögernd vor dem Gerüste, betastet es prüfend und blickt verlegen umher; dann setzt er den Fuß bedächtig auf die erste Staffel.)

Die Faustoiden.

Heiter, weiter
Auf der Leiter!
Auf dem Gerüste!
Dahin, dahin
Wohin Dein Sinn,
Wohin Dein Gelüste!
Schwebe zum Lindensitz,
Träumend vom Weltbesitz!
Götter im Klaren,
Borstige Scharen,
Faunen, die wahren,
Schwärmer im Luftballon,
Storriger Lindenkron',
Nehmen den Kömmling,
Den Naturfrömmling,

Strebenden Jüngling,
Schwebenden Schwängling,
Hat er vollbracht den Lauf,
Brüderlich auf.

Faunen
(in der Lindenkrone).

Zieh', Fauste, herein,
Wir laden Dich ein,
In unseren Hain!
Wir bedienen Dich fein,
Und tänzeln und schwänzeln und hänseln Dich ein.

Faunulus.

Sie schmunzeln und grunzeln
Und summeln und brummeln ihn ein.

Satyrulus.

Da kann er ja zufrieden sein.

(Faust steigt unterdessen langsam weiter.)

Chorus satyricus.

Erdwärts Gerichteter,
Filzhaft Verdichteter,
Schädelgelichteter!
Schwebe zum Faunenchor
Herrlichst empor!

(Kurzes Gelächter der Geister mit hohen Stimmen.)

Mephistopheles.

Das sind die Feinen
Von meinen Kleinen.

(Kurzes Gelächter der Geister mit tiefen Stimmen.)

Mephistopheles.

Das sind die Losen
Von meinen Großen.

Chorus satyricus.

Das Überschwengliche
Sinkt nun in Schweignis;
Das Galgensträngliche,
Hier wird's Ereignis.
Das Unausbleibliche,
Hier wird es gethan;
Das Zeitvertreibliche
Zieht uns hinan.

(Faust will eben den Fuß auf die achte Staffel setzen. Den Faunen entgleitet der Strang und fällt ihm um die Schultern. Die Faustoiden, welche Faust schieben, hüpfen zurück auf den Boden. Faust will zurücksinken. Die Faustoiden, welche ihm den Korb nachtragen, rücken den Korb ganz nahe an ihn hin, und Faust sinkt bequem hinein. Der Korb wird sofort auf den Boden gestellt. Mephistopheles klascht in die Hände. Es folgt ein allgemeines Gelächter.)

Bei einem erneuten Versuche gelang es, Faust auf den Thron im Lindenwipfel zu versetzen. Un=

sterblich war er zwar geworden, allein er war dem Rollen der Zeit und den Veränderungen, die sie mit sich bringt, nicht entrückt, und nun begann sich mit ihm ein Wandlungsprozeß zu vollziehen, der so lange fortdauerte, bis sein innerer Gehalt oder das Faustische in höchst charakteristischer Form zum Vorscheine kam.

Die Reduktion des Faustischen von titanischer Massivität bis zur Unansehnlichkeit mikroskopischer Pilze geschah sehr langsam; der Entwicklungsprozeß umfaßt Aeonen. Jedes Aeon läßt uns das Faustische in einer neuen bedeutsamen Gestalt erblicken.

Nach dem ersten Aeon sitzt Faust auf dem Baume als Affe. Sein Sehnen nach jener Natürlichkeit, deren Ideal er in den Wilden erblickte, und das Entbehren dessen, was Kunst und Gewerbe dem Menschen bieten, sowie sein sittlicher Zustand, den er während seines Erdenwallens unter einer täuschungsvollen Außenseite zu verbergen wußte, der aber jetzt sich nicht mehr vertuschen läßt, sondern mit seinen verdummenden und vertierenden Wirkungen sich unaufhaltsam geltend macht und seiner Körperlichkeit das Gepräge giebt, haben ihm allmählich diese Gestalt gegeben.

Von der Familie der Faustoiden erhält Faust nicht die Achtung und Pflege, welche er erwartet. Sie lassen ihn Mangel leiden und haben sogar ihren Spott an ihm.

Die jüngeren unter ihnen stehen bisweilen an der Linde und singen:

„Der Faust, der Faust
Hat sich gemaust.
Seht nur! Er ward zum Affen,
Für uns etwas zum Gaffen.“

Faust sieht schon einem Affen nicht mehr ähnlich, als er in einer Märznacht bei Tauwetter den Lindensitz verläßt und in die Wälder entweicht. Dort treibt er sich umher als höchst gefräßiger Wolf, der Schrecken des Wildes, der zahmen Tiere und der Menschen. Er hat schon viel Schaden angerichtet, namentlich Lämmer zerfleischt, als er bei einer Treibjagd einen Schuß bekommt. Die Kugel gleitet ihm, den Balg schlitzend, über das Rückgrat hin, wie der Blitz am Blitzableiter.

Verdrossen zieht sich Faust an eine der entlegensten Stellen des Waldes zurück und vergräbt sich unter einen Haufen faulendes Reisig und Laub. Angewiesen zu sein auf die Bewegung am Boden, wie die gewöhnlichen Vierfüßler, scheint ihm ein unerträglicher Mißstand; mächtig regt sich in ihm der Drang zu fliegen und wirkt auf die jetzt sich vollziehende Metamorphose ein. Das Jagdabenteuer hat in ihm auch den Abwehrtrieb so stark geweckt, daß er sehnlichst verlangt, sich zu verdoppeln,

um einerseits behaglich zu leben und andererseits alle Störungen von außen bekämpfen zu können. Der Riß auf seinem Rücken kommt ihm dabei zu gute, denn er bildet die Furche, in welcher das Verdoppelungsneoplasma wurzelt. So schwingt sich Faust an einem schwülen Sommertage als Doppellämmergeier zum ersten Male in die Luft. Dem gemeinsamen dunkeln Drange folgend zieht bald der vordere oder Aggressivgeier den hinteren oder Defensivgeier hinter sich her, oder es geht umgekehrt. Der Aggressivgeier schwebt, oft einen Hymnus kreischend, auf jenes Etwas, das er verehrt, durch den Tempel der Natur, und der Hintergeier läßt sich vergnügt mit hinreißen, hält den Schnabel drohend offen und die Krallen ausgespreizt und vigiliert, ob kein Unfrommer ihren Kult zu stören kommt, und füllt die Pausen des Vordergeiers aus mit dem Geschreie: »Écrasez l'infâme!«

Im Faustwalde wird es immer ungemütlicher. Die Singvögel sind teils getötet, teils vogelfrei, teils sind sie geflohen. Das Ungeziefer fühlt sich wohl, denn ihm sind die Abfälle von Fausts wohlbestellter Tafel zugedacht. Unter dem Palaste Fausts hat sich allmählich ein Hügel mit Federn von Singvögeln, Taubenflügeln, Knochen von jungen Lämmern angesammelt, und hier summen und schwirren, schmatzen und knurren fliegende und kriechende Gäste.

Der Verwesungsgeruch, der diesen Schmarotzern angenehm in der Nase prickelt, ist eine Qual für die edeln Tiere, die noch im Walde sind. Faust ist vergnügt und sagt sich oft:

„Solch' ein Gewimmel wollt' ich seh'n! O welches Glück,
Zu überschau'n mit einem Blick
Des Lämmergeiers Meisterstück!"

Stolz und Hochgefühl schwellten Fausts Brust, als er, in Betrachtungen über seine Herrlichkeiten schwelgend, an einem regnerischen Herbsttage um die Zeit des Vollmondes hoch über allen Gipfeln umherflog. Verdrießlich wegen des nassen Wetters ließ er sich auf den Ast einer Aspe nieder und sang mit beiden Schnäbeln folgendes Duett:

„Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen Dich und Bergeshöh'n!"

Da krachte der dürre Ast, auf dem Faust saß, und brach. Zitternd und bebend, als ob sich der Boden unter ihm öffne und der Himmel über ihm einstürze, ergriff Faust die Flucht und flog gegen einen Felsen, wo er in eine enge Spalte hineinkroch, in welcher Eulen zu hausen pflegten.

Der Kauz, der eben in der Höhle saß, schauderte zusammen; mit rollenden Augen klotzte er gegen den Ankömmling, rauhte sein Gefieder auf und hob die Flügel. Faust blickte zornig, weil der Kauz das Faustrecht nicht sofort anerkannte, und herrschte ihn an: „Platz! Platz! Wirst Du nicht bald Dich in das Recht fügen, das mit uns geboren ist? Ich bin der Stärkere; also —" die großen Augen des Kauzes wurden noch größer; er schwieg und verließ die Höhle.

Als Faust ausgeruht hatte und trocken geworden war, wollte er in seine Residenz zurückkehren. Allein er fand den Ausgang der Eulenhöhle für sich zu eng. Alles Versuchen und Bemühen war umsonst. Abgemattet durch Anstrengung und Unwillen begab sich Faust zurück in die Tiefe der Höhle und rastete; er hatte eine unbehagliche Nacht, teils schlaflos, teils mit schweren Träumen. Am folgenden Tage kroch er wieder gegen die Öffnung und im Wahne, er sei der Souverän im Walde, kreischte er hinaus: „Bringt mir eine Hammelskeule!" „Eule!" tönte es zurück. Faust wiederholte den Auftrag, und mußte dieselbe Antwort hören. „Wie," sagte er sich, „ich, Faust, der Aufgeklärte, der Lichtfreund, ich eine Eule? Und diese Antwort giebt man mir, da ich so schon gedemütigt bin, indem ich den Glanz meiner Majestät in einer dunkeln Höhle verbergen muß? Und daß ich, der

Lämmergeier, der fürstlich zu bankettieren gewohnt ist, aus diesem Felsenloche um Nahrung rufen muß, das rührt die Welt nicht?" Aufgeregt und matt zog sich Faust zurück. Ärger und ungestillter Hunger ließen ihn die folgende Nacht nur wenig schlafen. Als es Morgen geworden war, wankte Faust noch einmal an seine Gefängnisthüre, streckte den Kopf des Defensivgeiers hinaus und schrie geifernd: »Écrasez, écrasez!« »Assez! Assez!« hallte es ihm entgegen. „Wer wagt es, mir eine Vermahnung zu geben?" rief Faust, und aus der Tiefe seiner Antipathien schöpfend schrie er wild hinaus: „Pfaff!" Die Nymphe Echo, welche an der Felsenwand gegenüber wohnte, erwiderte: „Aff!" und so oft Faust, der immer hitziger wurde, den Ruf wiederholte, gab ihm die Dame dieselbe Antwort. Faust zog den Kopf endlich zurück und jammerte über die erhaltene Titulierung; dann raffte er sich wieder auf, reckte den Schnabel des Aggressivgeiers hinaus und rief: „Bringt mir doch einen Hammelsschlegel!" „Egel!" war die Antwort. „So ein edler, wohlthätiger Geier zu sein, wie ich, und für einen Blutegel gehalten zu werden, das will mir schier das Herz verbrennen," murmelte Faust für sich. Dann schrie er laut: „Wenn ihr mein edles Herz verkennt, so respektieret doch wenigstens meine imponierende Physiognomei!" „O mei!" hallte es wieder. „Sehe ich nicht aus, wie ein

König?“ fuhr Faust fort. „Der Spiegel soll mir sagen, wie ich aussehe! Heda, einen Spiegel!“ „Igel!“ war die Antwort. „Welche Frechheit,“ rief Faust, „welche Verhöhnung meiner Majestät und Grazie! Die Zeit ist wohl nicht ferne, daß ich hinauskomme zu euch, unfrommes, widerspenstiges, rebellisches Volk und Ordnung schaffe!“ „Affe!“ lautete aufs neue die Begrüßung von draußen. Aufs höchste erregt und außer sich wegen der vermeintlichen Majestätsbeleidigungen, die man sich gegen ihn erlaubt hatte, wankte Faust rücklings gegen den Hintergrund der Höhle und sank dort erschöpft zusammen.

Nach einem äonenlangen Marasmus und peinlichen Schlaf hatte Faust die Doppellämmergeiergestalt abgestreift und kam aus der Felsenspalte hervorgeflattert als Gimpel. Die Rachegedanken, die in ihm während des Umwandlungsprozesses gegährt hatten, wollte er sofort verwirklichen, und so richtete er seinen Jungfernflug als Gimpel nach der gegenüberstehenden Felsenwand, an welcher, wie er wähnte, seine verschworenen Feinde hausten. Mit wilder Hast schoß er dahin, und meinte in seinem eigenen Schatten, der bei seiner Annäherung immer kleiner wurde und in den Felsen entschwinden zu wollen schien, einen Feind zu erblicken. In grimmiger Wut, mit weit geöffnetem Schnabel, prallte er am Felsen an und erlitt eine solche

Quetschung und Erschütterung, daß er bewußtlos und konvulsivisch die matten Flügel schwingend, langsam am Felsen hinabglitt.

Von einem benachbarten wilden Kirschbaume hatte eine Lachtaube zugesehen. Sie wußte aus einer alten Familientradition um die Verschollenheit des berüchtigten Doppelgeiers und kannte auch den Ort, wo er sich vergraben haben sollte. Als nun Faust in Gimpelgestalt am Rande der Eulenhöhle sichtbar wurde, klaschte sie mit den Flügeln und brachte ihm ein Ständchen dar, welches lautete:

„Der Faust, der Faust
Hat sich gemaust.
Das Doppeltier ward simpel:
Ein echter, schlechter Gimpel."

Und als Faust nach seiner schmählich beendigten Evolution am Boden zappelte, sang sie:

„Der Faust, der Faust
Hat sich versaust,
Er ist am Felsen abgebraust."

Dann flog sie lachend davon.

Im Walde ging's wieder fröhlich zu, und die Vögelein sangen, wie zur Zeit, da Faust noch nicht hineingestört hatte.

Faust krabbelte nach Fassung ringend am Boden. Plötzlich wallten die stockenden Lebens=

geister in ihm wieder auf. Er huschte über raschelndes Laub zwischen Baumstämmen und Büschen hin und hielt ein vor einem mit feuchtem Laub und Erde durchschichteten und spärlich mit Moos überzogenen Steinhaufen. Er forschte daran herum und entdeckte eine breite Ritze, in welche er sich hineinzwängte, und schob sich durch das lockere Gestein in eine Höhlung, die weiter innen sich aufthat. Die Kühle, die ihn da umgab, war ihm ein Labsal in der Fieberhitze, welche die erlittene Prellung und Quetschung, seine Aufregung und unbefriedigte Rachsucht in ihm entzündet hatte. Tief aufseufzend nahm er Platz, phantasierte, vergegenwärtigte sich sein Vorleben; die Zukunft stand wie ein rätselhaftes, drohendes Gespenst vor ihm. In hohem Grade abgespannt und mißmutig sank er in Schlaf. Da regte sich, von seiner gedrückten Stimmung und seinem Zagen und Bangen geweckt, in seinem Innersten das zähe Urfaustische und rüttelte ihn auf. Der Gimpel, in Delirium, hielt sich für den Erdgeist, versuchte, die Flügel zu schwingen und machte possierliche Schwünge und Sprünge und murmelte dazu:

„In Lebensfluten, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!"

Dabei stieß er häufig an die lockere Wölbung, die ihn umgab; die auf ihn herabbröckelnde Erde

und einzelne fallende Steine beachtete er nicht. Endlich stürzte sein Haus zusammen, und, als er eben auf dem Höhepunkte seines Phantasierens war, mußte er sich bequemen, vom Schutte gedrückt, regungslos dazuliegen.

Jetzt handelte es sich um Adaptation. Fausts Lage war der Entfaltung eines Gimpellebens nicht günstig. Im Kampfe ums Dasein vollzog sich eine neue Metamorphose. An einem Sommermorgen, nach einem lauen Regen, schlüpfte Faust als glattes Krötchen aus einer Lücke des Steinhaufens heraus. Der angrenzende sumpfige Boden war ganz nach Fausts Geschmack. Da lustwandelte er gerne zwischen Farrenkräutern, Gesträuche und Schilf, kauerte häufig zwischen feuchten Steinen oder in moorigen Wasserlachen, schnappte sich Insekten und ließ sich's wohl sein. Die dunkelsten Schlupfwinkel waren sein Lieblingsaufenthalt. So lebte Faust viele Jahre und hielt sich für den Herrn der Gegend.

Da kamen Ansiedler in die Wildnis und wollten eben an der Stelle, wo Faust hauste, eine Kirche bauen. Das war ein Verdruß für die naturfromme Kröte. Ohne sich zu besinnen, war sie entschlossen, den Bau zu hindern. Sie setzte sich den Arbeitern, welche den Boden rodeten, vor die Füße, um sie am Gehen zu hindern, oder vor den Spaten, um das Graben unmöglich zu machen.

Oft krabbelte sie in den Brotkorb oder kroch in die abgelegten Überkleider der Bauleute und bereitete ihnen widrige Überraschungen. Als die Grundsteinlegung stattfinden sollte, saß Faust im Graben an der Stelle, wo der erste Stein hinabgesenkt werden sollte, und während die Mauern aufgeführt wurden, fand man ihn häufig am Morgen eben da, wo die Arbeit fortgesetzt werden sollte. Mit verachtungsvollen und drohenden Blicken klotzte Faust die Bauleute an, die ihn immer trotz seiner Proteste zum Fortgehen nötigten oder selbst auf die Seite schafften.

Als der Bau aufgeführt war, kauerte Faust eines Morgens im Innern an der Stelle, wo der Hauptaltar errichtet werden sollte. Als die Bauleute hineinkamen und Miene machten, Faust wegzutreiben, richtete er sich auf, blickte sie wild an und rief: „Kennt ihr mich nicht? Bin ich nicht in anschaulicher lebendiger Ausprägung das Allerheiligste des Weltschrifttums, die zweite Bibel? Bin ich nicht der edelste Typus eines Genies, des Einzigen, was noch auf den Kult der Menschheit Anspruch machen kann?" Den Arbeitern kam das Lachen über diese drollige Rednerei; sie ließen ihn nicht weiter schwätzen. Ein Geselle nahm ein Richtscheit, stemmte es gegen die Kröte und begann, sie hinwegzuscheuchen. Geschoben und gestoßen und dabei bisweilen sich überschlagend oder mit Hast

zu entlaufen suchend, gelangte sie in anständige Entfernung von der Kirche. Da gab ihr der Geselle noch einen kräftigen Schub und kehrte zurück. Unterwegs sang er:

„Auf des Lebens Leiterwagen
Muß der Mensch gar viel ertragen.
Wenig ist nach seinem Magen,
Vieles muß er sich versagen,
Vieles dulden, vieles wagen,
Kröten aus dem Tempel jagen,
Aber nur niemals verzagen
In des Erdenwallens Tagen
Auf des Lebens Leiterwagen."

Dann ging er wieder munter an die Arbeit.

Das Andenken an das widerspenstige Sumpftier wurde erhalten durch ein aus rauhem Steine gehauenes Abbild, dem man zur Seite der neuerbauten Kirche einen Platz einräumte.

Die Kröte, müde und matt von den Strapazen der Ausweisung und noch mehr von der inneren Aufregung, setzte ihre Wanderung nur noch eine kurze Strecke fort. Dann stand sie stille, über unklaren Rachplänen brütend, und glotzte bald stier vor sich hin, bald schoß sie zornige Blicke und stieß dumpfe Töne aus gegen das entstehende Heiligtum. Nachdem sie lange so da gesessen, begann sie wieder waldeinwärts weiter zu hüpfen.

Da schoß ein Geier auf sie herab, packte sie am Halse und flog mit ihr in die Höhe.

Faust wähnte, er feiere jetzt seine Himmelfahrt. „Sei mir gegrüßt, erhabener Adler, Bote des Zeus!“ redete er den Geier an. Dann sang er:

„Ihr weise waltenden
Ewigen Götter!
Die ihr mit Allmacht
Die Geschicke der Irdischen
Von oben lenket,
Euch hat es erbarmt
Daß die verblendeten
Staubgebor'nen
Mit rauher Hand
Mich von sich stießen,
Den Thron mir verweigernd,
Wo ich gedachte,
Mit gnädigem Lächeln
Die Huldigungen
Des armen Geschlechtes
Entgegenzunehmen.
Da entsandtet ihr eilig
Aus Wolkenhöhen
Den edelgeschnabelten
Hurtigen Adler.
Sanft mich anfassend
Hob er mich weg.

Und so schweb' ich mit Anmut
Und Majestät,
Das Wunder der Welten,
Durch zitternde Schatten
Erschauernder Wipfel
Aufwärts zum Ätherblau,
Hinan zu den Sternen."

Das Entzücken, mit welchem Faust so sang, brachte ihn in steigende Vibration. Da faßte der Geier seine zappelige Beute fester mit dem Schnabel. Faustens poetische Ader wurde dadurch etwas beengt, doch fuhr er fort: „Da droben werde ich walten auf unangefochtenem Throne, und mit Bewunderung und Ehrfurcht werden die Sterblichen zu mir emporblicken. Während ich im höheren Äther schwelge und eine Seligkeit genieße, die nur ich verstehe, wird auch mein Name berühmt sein auf der Erde, und meine Herrlichkeit wird man in den Sternen lesen. Ich ahne, wie im Tierkreise der Name des Löwen schwindet, und dieses Sternbild nach mir benannt wird, und so werde ich ewig gefeiert in dieser Gestalt, in der mich die kurzsichtigen Eintagsmenschen verkannten und verwarfen. Wie wird mir so wohl!

Ich zieh' hinan
Die Ruhmesbahn.

Ich schweb' empor
Zum Götterchor
Lerchenhaft,
Märchenhaft.
Die Schmerzen
Im Herzen
Erlischen, wie Kerzen,
Und Lust,
Titanenlust,
Götterlust
Schwellt mir gewaltig die Brust."

Bei diesen Worten blähte die Kröte sich auf, und der Geier, der eben erst bemerkte, daß er nicht ein genießbares Tier, sondern eine Kröte trug, versetzte dem widrigen, unappetitlichen Reptile, erschreckt und verdrossen, einen Biß ins Genick und ließ es fallen.

Nach einigen Sekunden lag die Kröte regungslos am Boden, ohne Atem, ohne Leben, wie es schien.

Ihre peripherischen Teile verfielen der Verwesung, das Herz aber blieb frisch. Dahin zog sich das Faustische zurück und gestaltete sich zu einer Blattlaus.

Als nur noch eine ganz dünne, lockere und lose Umhüllung übrig war, fühlte sich die Blattlaus marschfähig, wand sich los aus ihren morschen Windeln und wanderte aus. Sie gelangte in einen

Garten mit Bäumen und Stauden, mit Gemüse, Kräutern, Gras und Blumen. „Ringsumher liegt schöne, grüne Weide," rief sie vergnügt aus. Vom Chorus der schon anwesenden Blattläuse, sowie der Erdflöhe, Feldwanzen, Raupen und Bohrwürmer und alles übrigen kriechenden und fliegenden Ungeziefers, welches der Verdruß und die Plage des Gärtners und der Ekel des Freundes von Naturschönheiten ist, wurde sie aufs herzlichste bewillkommt. Nun fand eine Unterredung und Plauderei statt. „Bei uns giebt es viel zu thun," sagten die Reptilien, „dieser Garten, wo fortwährend Frisches nachwächst und Neues gepflanzt wird, ist das Feld unserer Thätigkeit. Da dürfen wir nicht rasten und nicht ruhen. Hilf Du uns schön bei unserer Arbeit, schließ' einen Bund mit uns!"

„Ich einen Bund mit euch schließen," erwiderte Faust, „ich gehöre ja von Haus aus zu euch, es versteht sich ganz von selbst, daß ich zu euch halte. Dasselbe hohe Streben, das euch beseelt, schwellt auch meine Brust. Wir alle streben nach demselben erhabenen Ziele. Doch weil ihr die Formalität wünscht, so erkläre ich, daß ich mich mit euch verbünde. So mag es bei der Fratze bleiben."

„Es freut uns, einen neuen Genossen gewonnen zu haben, der unseren Zweck fördern hilft," sagten die Reptilien. „Du hast volle frische Wangen,

Du bist eine junge Kraft, Du kannst etwas leisten. Du wirst gewiß auch recht fleißig sein."

„Natürlich!" entgegnete Faust.

„Ich will ja des Läusetums Krone erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen.
Nur keine Furcht, daß ich dies Bündnis breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Das eben ist's, was ich verspreche."

Nun gingen die strebsamen Schmarotzer an die Arbeit.

Faust liebte es, sich auf die schönsten, frischesten und saftigsten Blätter zu setzen, dieselben zu benagen und zu besudeln und mit einem ätzenden, krebsartig um sich fressenden Gifte zu bestreichen. Wenn er in Gemeinschaft mit seinen Verbündeten den Blättern allen Flaum und Wohlgeruch und Schmelz, alle Zartheit und liebliche Farbe weggenommen, alle Geschmeidigkeit, Elasticität und Schönheit vernichtet, den Saft und das Mark entzogen hatte, und nur das starre, dürre, verzerrte und besudelte Gerippe übrig war, und die Pflanzenwelt umher siech und traurig dastand, dann jubelte er und sagte, man habe aufgeklärt.

Eines Tages kam der Gärtner, um den Kohl zu säubern. Mit einer kleinen Bürste strich er das Ungeziefer auf den Boden. Faust jammerte

wegen des Geschickes, das ihm bevorstand. Er bäumte sich auf gegen den Gärtner und rief:

„Ward eine Laus in ihrem hohen Streben
Von Deinesgleichen je gefaßt?“

Es half ihm aber nichts. Bald war er unter den Abgebürsteten. Er zappelte noch und wollte eben eine Deklamation beginnen, worin er sich als den größten Lichtfreund, den aufgeklärtesten Kenner und edelsten Wohlthäter des Pflanzenreichs, den verdientesten und dabei bescheidensten Förderer der rationellen Landwirtschaft, den intelligentesten, uneigennützigsten und thätigsten Philanthropen zu rühmen gedachte, als der Gärtner beim Vorübergehen zufällig auf ihn trat und ihn zerquetschte.

Die Struktur der Blattlaus war ruiniert, auch das Herz war geplatzt und zerfahren. Es fehlte dem Faustischen das Operationscentrum, um sich zusammenzufinden und zu einem neuen Einzelorganismus auszubilden. Von dem verwesenden Kadaver stieg ein widriger Dunst auf und verbreitete sich weit umher in der Atmosphäre. So entstand der Faustnebel, der von Zeit zu Zeit wie eine Art Meltau auf die Pflanzen niederfiel und sich an den Blättern ansetzte, so daß sie ihre natürliche Farbe verloren, oben schwarz und unten weiß aussahen und verwelkten. Als stickendes Gas wurde er Tieren und Menschen lästig und brachte bei denen,

die nicht vorsichtig waren, Hautausschläge und innere Krankheiten hervor.

Als der Leichnam der Blattlaus vollends auseinander gefallen war, begannen sich die Monetküle zu beleben. Es entstanden daraus Organismen der niedrigsten Ordnung, Pilze, die sich rasch vermehrten und mit Schnelligkeit den Weg ins Weite nahmen. Teils am Boden fortkriechend, teils vom Winde umhergeweht, setzten sich diese Schmarotzerpflanzen als grünlicher Schimmel an feuchtem Gesteine, faulendem Holze und über modrigem Wasser an. Mit Vorliebe sammelten sie sich auf der Oberfläche von Sümpfen und sonstigem stockenden Wasser und bildeten da mit der Schlammhaut, woraus sie sich nährten, eine Art Baldachin über die Krötenbrut.

Wenn Hexen einen Stein fanden, woran sich Faustpilze angesetzt hatten, nahmen sie ihn als Stein der Weisen mit nach Hause. Der abgeschabte Schimmel diente ihnen zum Läusemachen.

Bei dieser Daseinsweise war das Bewußtsein Fausts ein schlummerndes; es war wie erloschen, bis die Faustschen Parasitenorganismen auf unüberwindlichen Widerstand stießen. Wo nämlich Reinlichkeit herrschte, da war das Faustische ohne Kraft; es konnte zwar vorübergehend belästigen, aber sich nicht festsetzen. Das war für Faust eine unliebsame Überraschung, ein Schmerz, eine uner-

trägliche Kränkung. Eben diejenigen, deren Streben dem seinigen entgegengesetzt war, hätte er am liebsten mit seinen Pilsen und Dünsten heimgesucht, und gerade diesen gegenüber war er ohnmächtig. Das rüttelte ihn auf aus seiner Schlaftrunkenheit; von den vier Winden raffte sich der Faustsche Geist zusammen und konzentrierte sich zu einer mörderischen Hypostase, einem Vampyr. An einem Waldsee tauchte er auf, schoß wie eine feurige Kugel in die Höhe, zog weite Kreise ziehend über Wald und Flur und ließ sich in einem Mauerloche außen an einem unbewohnten Schlosse auf einem Hügel nieder. Er glotzte hinaus auf die blühende Landschaft und durchspähte die Gegend. Er malte sich eine an Genüssen und Abenteuern reiche Zukunft vor und sang:

„Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr."

Dann faselte er von seinem edlen Wuchs, seiner schönen Gestalt, von der Gewalt seines Blickes, von seiner Liebe und schloß den Hymnus mit den Versen:

„Könnt' ich nur küssen
So, wie ich wollt',
Vor lauter Küssen
Vergehen sollt'."

„Wie dieser abscheuliche Rüssel in jenem Mauerloche so zärtlich singt!" sagte Mephistopheles, der sich unterdessen mit zweien seiner Gesellen, Sarcinius und Buccinator, auf der Landstraße dem Schlosse gegenüber aufgestellt hatte. „O Du liebseliger Vampyr! Du fühlst Liebe und Triebe, willst küssen, willst Schlafenden das Blut aussaugen! Wir kennen Deine Küsse, Du Schmeicheltier, Du Heucheltier, Du Monstreparasit, Du Sumpfvogel, der sich mit Menschenblut tränken will, Du zärtlich thuende Hornhaut, Du gefühlloser, herzblutaussaugender Gimpel, Du Nachtflatterer, der im Blutrausche in seine unheimliche Behausung taumelt, Du unersättlicher Drache! Deine Blend- und Gaukelwerke sind zu Ende, Deine Lock- und Schmeichelkräfte sind erschöpft, Dein dunkler Drang findet sein finsteres Ziel im Orkus drunten, Du böse Bestie!"

Als Mephistopheles geendigt hatte, sang Faust:

„Preß' Deinen Mund an meinen Mund,
Der Menschen Odem ist göttlich!
Ich trinke Deine Seele aus;
Die Toten sind unersättlich."

„Das ist die Heinesche Poesie," bemerkte Mephistopheles. „Preß' Deinen Rüssel an die Schnauze der alten Schlange, der Du gedient hast, wenn Dir's erlaubt wird!

Deine Zauberkünste sind vorüber.

Mach' den Sack auf, Sarcinius!" Sarcinius nahm den Sack, den er auf der Schulter trug, herab und richtete die Öffnung, wie den Schlund eines Geschützes, gegen Faust.

„Stoß' in die Posaune, Buccinator!" fuhr Mephistopheles fort.

Buccinator hatte die Posaune, die er unterm Arme getragen, schon in die Hand genommen; er befeuchtete sich die Lippen, setzte an und blies eine kurze aber feierliche Tirade.

Faust bebte zurück, kroch tiefer hinein in die Mauerhöhle und war nicht mehr zu sehen.

„Blas noch einmal, Bausback!" sagte Mephistopheles.

Als die Posaune wieder erschallte, kam Faust hervor, flatterte im Zickzack hin und her, flog zurück, setzte sich vorne in die Mauerhöhle und schwang krampfhaft die Flügel.

„Er mag nicht kommen so, ich will ihm ein Ständchen bringen," sagte Sarcinius und sang:

„Komm' herab, Du Schöner, Holder,
Und verlaß' Dein stolzes Schloß!"

„Sei ruhig, Sarcinius, Sarcasticus! Halte Deinen Sack in Ordnung!" unterbrach ihn Mephistopheles.

Buccinator setzte den Gesang fort:

„Willst Du zaudern, willst Du fliehen,
Zwingt Dich der Posaune Stoß.“

Zu Buccinator gewandt kommandierte Mephistopheles: „Blas zum dritten Mal!“

Auf den Posaunenschall kroch Faust in die Höhle zurück, kam aber sofort wieder hervor, flatterte einige Augenblicke hastig hin und her und flog dann, seltsame Laute ausstoßend, geradeswegs auf Mephistopheles und seine Gesellschaft zu, richtete sich gegen den Sack, den Sarcinius offen hielt, und kroch hinein. Sarcinius schnürte den Sack zu, schwang ihn über die Schulter, und die drei gingen ihres Weges.

„Was aber dieser Galgenvogel abscheulich schreit!“ bemerkte Buccinator. „Sind das Töne, — wie das Heulen eines Hundes beim Mondscheine, wie das Pfeifen einer ungeschmierten Thüre, jetzt wie das Krächzen eines Raben und jetzt wie das Grunzen eines Schweines. Ich habe von solcher Musik einmal in einer Schaudergeschichte gelesen.“

„Es sind halt Naturlaute,“ sagte Sarcinius. „Die ästhetische Quacksalbe, womit er ehemals seine Kehle schmierte und seinen infamen Gefühlen und Träumereien zarten Klang und Wohllaut anzuzaubern wußte, steht ihm jetzt nicht mehr zu Gebote.“

„Der Schein verschwand, die Wirklichkeit obsiegt,“ fügte Mephistopheles bei.

Da kam ein Bauer des Weges daher und rief: „Habt ihr aber da ein abscheuliches Schwein im Sacke. Das schreit ja, daß es gar nicht zum Anhören ist. So ein Vieh möchte ich gar nicht in meinem Schweinestalle haben.“

„Wir haben einen Stall,“ sagte Mephistopheles, „der eigens für solche Bestien gemacht ist. Da werden alle untergebracht, die sonst nirgends gut thun.“

Es war ein düsterer, stürmischer und regnerischer Abend, an welchem Mephistopheles von seinen Dienern Faust dem Orkus entgegentragen ließ. Sie verschwanden in einem finsteren und öden Seitenthale.

Da hellte sich der Himmel auf, und prächtiges Abendrot umsäumte die Landschaft. In der Höhe schwebten selige Wesen und sangen:

„Gerettet ist die Geisterwelt
Von einem Glied des Bösen.
Wer sich auf falschem Weg gefällt,
Ist schwerlich zu erlösen.

Hat er der ew'gen Liebe gar
Den Busen stets verschlossen,
Wird er von uns'rer sel'gen Schar,
Auf ewig abgestoßen.

Die er so sehr geliebt, die Nacht
Muß drunten ihn umschließen,
Indes wir hier in Licht und Pracht
Des Himmels Glück genießen.“

* * *

So ging der kurze bunte Traum, den Faust von dem Augenblicke an, da er in eitler Verzückung hingesunken war, im Todeskampfe hatte, zu Ende. Er erwachte in nie erlöschendem Feuer.

Den guten Menschen, die Faust, so lange er lebte, belästigt hatte, war es, als wären sie von einem drückenden Alp befreit. Sie lebten neu auf.

Inhalt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. E. Mandel,

Professor Häckels natürliche Entstehung des Menschen

(Anthropogenie) kritisch beleuchtet.

Ein Beitrag zum Kampfe des Christentums gegen die moderne materialistische Weltanschauung. 8. 4 M.

Die A. Postzeitg. enthält über vorstehendes Werk eine sehr interessante Besprechung von Dr. J. N. Seidl, in der es unter Anderem heißt: „Ein umfassender Versuch, jene wissenschaftlichen Thatsachen, auf welchen Häckel seine Hypothesen aufbaute, als Beweise für die Wahrheit des Offenbarungsglaubens zu verwerthen, ist noch nicht gemacht worden. Ein solcher liegt uns nunmehr von Dr. Ernst Mandel vor und zwar, wie jeder Leser sich überzeugen wird, ein sehr gelungener.“ Und am Schlusse heißt es: „Fürwahr, er hat sie mit kritischer Schärfe und seltener Fachkenntniß gemacht, ohne irgend einer schwierigen Frage von Belang aus dem Wege zu gehen. Es ist nur zu wünschen, daß durch Lesung dieses Werkchens, welches sich überdieß durch Schönheit der Darstellung auszeichnet, recht viele Gebildete zum ernsten Nachdenken über die wichtigsten Lebensfragen angeregt und namentlich die Pfleger und Bebauer der sogenannten exakten Wissenschaften angespornt werden, die so alberne Descendenztheorie mit den Mitteln der Wissenschaft energisch zu bekämpfen zum großen Leidwesen Häckels, welcher in der definitiven Begründung seiner monistischen Weltanschauung einen unermeßlichen Fortschritt der Zeit erkennt, dem nur die Entdeckung eines Kopernikus und Newton an die Seite gesetzt werden könne. Wie nämlich ersterer die bis dahin für unmöglich gehaltenen astronomischen Thatsachen aufdeckte und letzterer das Gesetz dazu fand, ebenso verhalte es sich mit Lamark und Darwin. „Nur schade,“ bemerkt Dr. Mandel, „daß diese Großthat eines Lamark-Darwin-Häckel ein todtgebornes Kind ist, ermordet von den eigenen Eltern durch das Gift glaubensloser Träumerei!“

Staatsbibliothek München

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

C. v. Lasaulx,

Studien des classischen Alterthums.

Akademische Abhandlungen. Mit einem Anhange politischen Inhalts. gr. 4. (70 Bogen.) geh. 12 M. 80 Pf.

Der reiche Inhalt dieses Werkes ist: 1. Die Geologie der Griechen und Römer. 2. Ueber den Entwicklungsgang des griechischen und römischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens. 3. Ueber das Studium der griechischen und römischen Alterthümer. 4. Ueber die Bücher des Königs Numa. 5. Die Gebete der Griechen und Römer. 6. Der Fluch bei Griechen und Römern. 7. Der Eid bei den Griechen. 8. Der Eid bei den Römern. 9. Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniss zu dem einen auf Golgatha. 10. Das Pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona. 11. Prometheus, die Sage und ihr Sinn 12. Die Linosklage. 13. Ueber den Sinn der Oedipussage. 14. Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen. 15. De mortis dominatu in veteres. 16. Brief an Guido Görres über Jerusalem. 17. Reden und Anträge in der deutschen Nationalversammlung. 18. Reden in der baierischen Ständeversammlung.

Dr. C. Scheidemacher,

das Seelenleben und die Gehirnthätigkeit.

Gegen die Seelenleugner gerichtete Forschungen auf Thatsachen begründet. gr. 8. 4 M. 30 Pf.

Jeder Gebildete, davon überzeugt, daß der Materialismus zur Vernichtung einer jeden Religion und Moral und zum nackten Egoismus führt, wird dem Verfasser großen Dank wissen, für die geschickte Art und Weise, wie er mit den besten Waffen dieses moderne Ungeheuer bekämpft und seine ganze Hohlheit und Inconsequenz uns vor Augen führt. E. d. G. 233.

Dr. J. Dippel,

Handbuch der Aesthetik

und der Geschichte der bildenden Künste.

gr. 8. 10 M. 80 Pf.

In einer sehr ausführlichen Recension sagt P. A. Schmitz S. J. in den Stimmen aus Maria v. Laach u. a. Folgendes: „Ein Handbuch der Aesthetik und der Geschichte der bildenden Künste mit der nöthigen Vollständigkeit und Gründlichkeit und zumal mit ausführlicher Behandlung der christlichen Kunst war gleichwohl bisher ein Bedürfniß, das sich für jüngere Priester geltend machte. Um so größeren Dank hat der Verfasser des oben erwähnten Werkes verdient, indem er einen berechtigten Wunsch der studirenden Kleriker nicht ohne erhebliche Mühen und Opfer realisirte. — — Der Verf. hat es verstanden, aus dem so reichen Material der Künste die besten epochemachenden Erscheinungen seinen Lesern in anziehender Weise vorzuführen. Die einzelnen Schulen und ihre gefeierten Stifter treten uns, in der ihnen eigenthümlichen Richtung und Kunstfertigkeit charakterisirt, frisch und lebendig vor Augen. Die allmählige Entwickelung der Skulptur und Malerei, ihre Blüthe, Nachblüthe und Verfall sind mit bestimmten Umrissen gezeichnet. — — Zum Schlusse sprechen wir nochmals die Ueberzeugung aus, daß das Handbuch des Herrn Dr. Dippel sich durch Gründlichkeit und Vollständigkeit allen Freunden der kirchlichen Kunst empfiehlt, und daß gerade jugendliche Kräfte aus diesem Werke eine Befriedigung der edelsten Wißbegierde schöpfen werden.“

J. v. Görres,

die christliche Mystik.

Neue Auflage in 5 Bänden mit einem Sach- und Namenregister und dem Bildnisse des Verfassers. gr. 8. 24 M.

Görres' Hauptwerk **„die christliche Mystik“** liefert die beste Bürgschaft seiner heiligen Ueberzeugung von der Wahrheit des Katholicismus, wie sie voll und ganz im tiefsten Grunde seiner Seele wohnte und in seinem ganzen Handeln sich verkörperte. Mit diesem Werke hat er sich das unbestreitbare und unvergängliche Verdienst erworben, in seichter kranker Zeit das tief Innerliche, den gesunden Lebenskern des Christenthums seinen Brüdern wieder aufgethan und den Gang des Stifters der Kirche durch die Weltgeschichte im wunderbaren Leben seiner Heiligen auch einmal den Weltweisen als bis dahin gänzlich Unbekanntes in einer Weise vorgeführt zu haben, das zum Mindesten sie völlig überrascht und ihr hohes Staunen wachgerufen hat.

Lit. Handweiser Nr. 186.

Buchbinderei
04. / 93 Theo Storfing
8260 Altmühld

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Adam

Ethischer Charakter von Göthes Faust mit einem Faustmärchen als Anhang

Regensburg 1885

P.o.germ. 488 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11669766-5